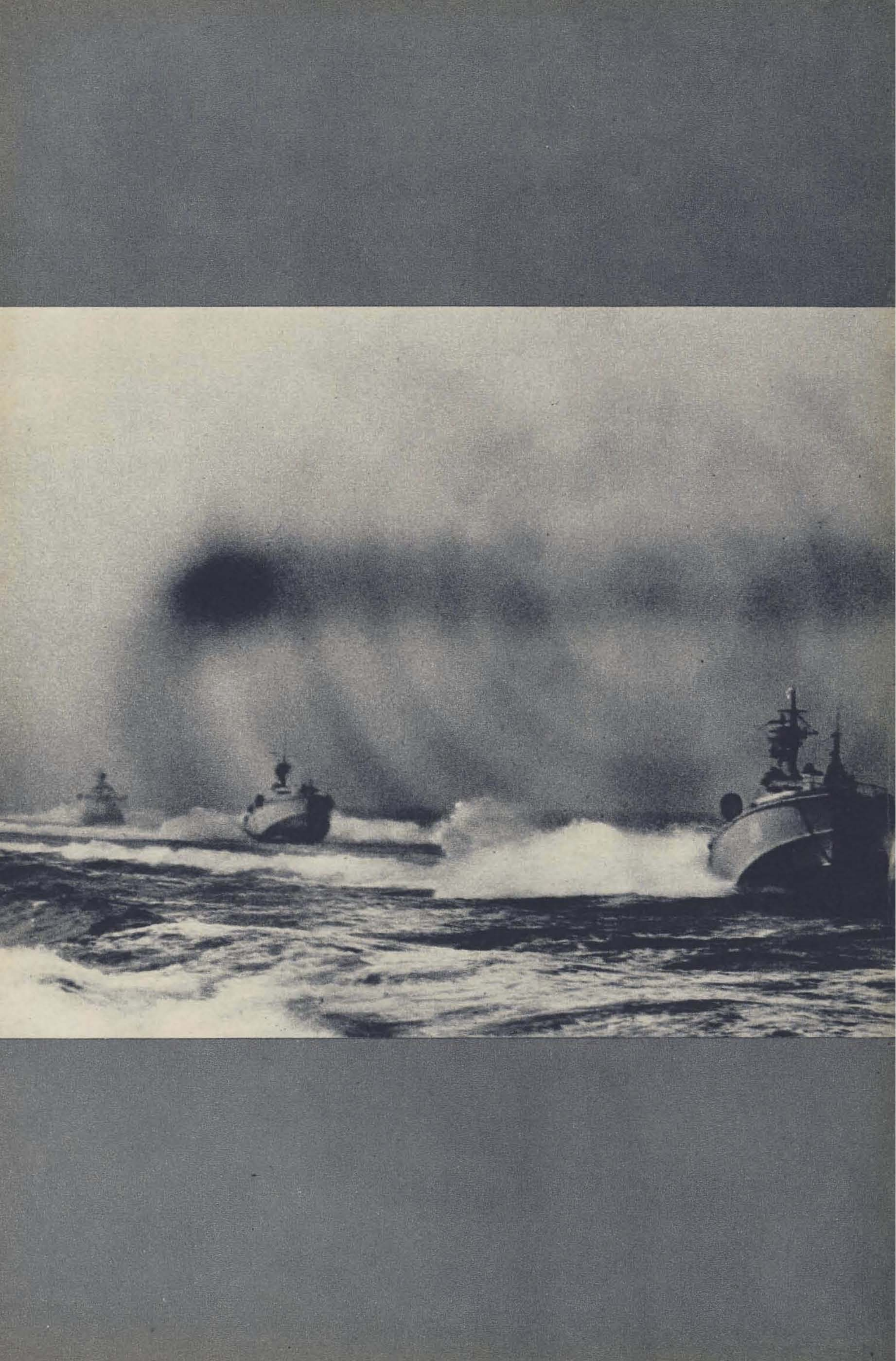

Magazin des Soldaten
HEFT 2 • FEBRUAR 1965 • PREIS MDN 1,-
ARMEE
Rundschau



Für gute Arbeit einen guten Rasierapparat!
Das ist beileibe kein Werbeslogan für „Komet“ und „bebosher“! Es ist viel mehr, nämlich die Anerkennung eines sowjetischen Stabsoffiziers gegenüber einem deutschen Unteroffizier. Ja, was die Waffenbrüderschaft alles so mit sich bringt. Da passiert es, daß eines schönen Tages drei auf der Höhe ihres Handwerks stehende Soldaten eines mot.-Schützenregiments ins sowjetische Nachbarregiment „verborgt“ werden. Ein Fotograf, ein Elektromechaniker und ein Maler traten die Reise an. Sollten sie bei einer gemeinsamen Übung helfen? An einem der vielen Erfahrungsaustausche teilnehmen? Einen Kulturwettstreit austragen? Nichts von alledem. Ihre Mission bestand darin, dem befreundeten Nachbarregiment das Traditionszimmer auf neu zu polieren. So, wie sie es schon in ihrem Regiment getan hatten, mit Reliefkarten, Tonbändern, Schaukästen.
Wer das Traditionszimmer des Truppenteils Zeh kennt, wird verstehen, daß diese drei, geleitet von Unteroffizier Bartusek, gerade die richtigen Leute dazu waren. Sie haben in unermüdlicher Kleinarbeit das Zimmer hergerichtet, mechanisiert und elektrifiziert. Den sowjetischen Freunden imponierte das sehr, als sie, anläßlich eines Besuches, diese Einrichtung sahen. Da sie gerade den Umbau ihres eigenen Traditionszimmers vorhatten, kam es zu oben erwähnter Reise der drei handwerkelnden Musketiere.
In vierzehn Tagen, mit mancher Überstunde, bauten sie, unterstützt von den Handwerkern des sowjetischen Truppenteils. Eine herzliche Freundschaft von Soldat zu Soldat spann sich sehr schnell an. Nichts konnte die „Planerfüllung“ in Frage stellen, weder sprachliche Schwierigkeiten, noch Borschtsch, Schtschi oder Kascha. Letzteres wurde von seiten der Regimentsleitung schnell geändert, als es offensichtlich war, daß unseren Jungen die fremde Kost nicht recht bekam.
Jedenfalls „stand“ das Zimmer mit allen Raffinessen zum Termin. Freude und Zustimmung bei den sowjetischen Genossen, Zufriedenheit auf unserer Seite. Unsere drei wollten schon abziehen, als sie der Politstellvertreter des Regiments noch einmal aufsuchte und ihnen zum Dank kleine Geschenke gab.
So kam es zu dem eingangs erwähnten Ausspruch: „Für gute Arbeit, guten Rasierapparat“. Und der „Charkiw“ ist ja wirklich Klasse, was Unteroffizier Bartusek gern bestätigt.
Überflüssig zu betonen, daß die drei zum Abschied der Gedanke bewegte: „Feine Kerls, die sowjetischen Freunde.“

A. B.



Vignette: Parschau

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH

POSTSACK

Zwei prächtige Genossen

Im November trafen sich in Burg-Stargard 28 Kameraden der Gesellschaft für Sport und Technik, um sich die Qualifikation eines Fahrlehrers anzueignen. Auf Bitten unseres Bezirksvorstandes stellte uns die Nationale Volksarmee zwei Ausbilder. Stabsoberfeldwebel Hans Hundstein aus Prora und Oberfeldwebel Klaus Wulf aus Oranienburg verstanden es, den Lehrgang interessant und vielseitig zu gestalten. Sie haben ihr Bestes gegeben. Die beiden haben eine Belobigung verdient.

Horst Schmidt, Rechlin

Hohe Temperaturen

Woraus bestehen eigentlich die Plaste für Raketen? Sie müssen doch sehr hohe Temperaturen aushalten.

Lutz Kaiser, Schwarzburg

Neuartige hoch temperaturbeständige Preßmassen für den Raketenbau bestehen aus Kombinationen von duroplastischen Harzen, faserigem Kaliumtitanat und verschiedenen Füllstoffen. Kaliumtitanat zeichnet sich durch äußerst geringe Wärmeleitfähigkeit aus. Von dem Material werden kurzzeitig Temperaturen bis 3000 °C ausgehalten. Außerdem besitzt es große chemische Beständigkeit.

Fest verbunden

Bei uns gibt es eine Garnison der Luftstreitkräfte. Seit ihrem Bestehen habe ich als Parteiveteran ein gutes Verhältnis zu den Soldaten, Unteroffizieren und Offizieren. Oft holen mich die Genossen in ihre Einheiten, und ich erzähle ihnen dann an Hand meiner eigenen Erlebnisse vom Kampf der Arbeiterklasse.

Willy Mehnert

Peinlich, peinlich

Ich diene schon über zwei Jahre bei der Volksmarine und lese sehr gründlich die AR. Deshalb stellte ich fest, daß in der Nummer 11/1964 ein kleiner Fehler unterlaufen ist. Das betrifft einige kleine Ungenauigkeiten in seemännischer Hinsicht. So überwacht der Fahrmaat nicht die genaue Einhaltung des Kurses, sondern ist der Wachleiter des Maschinenabschnitts. Es gibt auch keine Unteroffiziersmesse.

Obermaat Leinweber, Peenemünde

Wir bedauern diese Fehler, die nicht durch den Autor der Reportage, Oberleutnant Flohr, verursacht wurden, sondern sich bei der Bearbeitung in der Redaktion einschlichen.



Zelluloidsorgen

Als Filmvorführer in einer Grenzkompanie habe ich Sorgen mit dem Filmprogramm. In letzter Zeit wurden uns Filme angeboten, die noch vor Schluß der Vorstellung von den Genossen unter Worten der Mißbilligung verlassen wurden. Um nur einige zu nennen: „Der schwarze Peter", „Nur ein Spaß", „Ein Stern fährt nach Süden". Ein großes Sorgenkind ist der „Augenzeuge". Mal kommt er nicht, dann wieder zwei oder drei auf einmal. Ebenfalls vermissen wir sehr die „Armeefilmschau". Bei uns ist sie schon über drei Monate nicht eingetroffen.

Stabsgefreiter Stanosser, Lichtenhain

Der Stempel zählt

Mir wurde im vergangenen Jahr das Klassifizierungsabzeichen für Kraftfahrer verliehen. Dann erhielt ich bei einer Urlaubsfahrt mit meinem Motorrad einen Stempel im Berechtigungsschein. Daraufhin wurde mir die Klassifizierungsspange aberkannt. Ist das richtig?

Feldwebel Heinze, Karpin

Das ist richtig. Eine Voraussetzung für die Verleihung des Klassifizierungsabzeichens ist der Besitz der Fahrerlaubnis und des Berechtigungsscheins ohne Stempelaufdruck. Trifft das nicht mehr zu, wird das Abzeichen aberkannt.

Bunte Vielfalt

Mit Begeisterung betrachten wir immer die Aufnahmen der Mädchen. Wo werden sie gemacht? Um was für Mädchen handelt es sich?

Stabsgefreiter Brand, Probstzella

Diese Aufnahmen werden von unserem Bildreporter geschossen oder auch von anderen angekauft. Es handelt sich dabei um Mädchen

aus den verschiedensten Bereichen unseres Lebens, also auch in einzelnen Fällen um Künstlerinnen.

Ernste Frage

Ich erhielt Ihre an alle Haushalte gerichtete Werbung. Ist das nun die neue Mode? So etwas habe ich in einer Modezeitung nämlich noch nicht gesehen. Wenn nun Körperteile, die wir gewöhnlich bekleiden, frei bleiben, das wäre gewaltig. Dann wäre es doch an der Zeit, daß auch die Männer nicht mehr so konservativ gekleidet gehen!

Edith Thiem, Sömmerda

Keine Besonderheit

Die AR müßte noch abwechslungsreicher sein und auch ausgesprochene Besonderheiten bringen. Dazu zähle ich ernsthafte Lyrik, seien es auch nur Versuche, die Themen aus dem Soldatenleben behandeln. Unsere Werktätigen, die sich zum Schreiben berufen fühlen, veröffentlichen in ihrer Presse. Sollte das den Soldaten in ihrem Magazin nicht auch möglich sein?

Karl-Jürgen Blanke, Kalbe

Es ist. Unsere Rubrik „Soldaten schreiben für Soldaten" steht für alle guten Arbeiten offen.

Dufte

Armee-Rundschau, ja da kann man nur sagen: Einfach prima. Wir Berliner sagen dufte! Wir freuen uns immer wieder aufs neue Soldatenmagazin. E. Hentschel, Berlin

An wen wenden?

Im Herbst 1963 bin ich als Unterfeldwebel aus den Reihen der Nationalen Volksarmee entlassen worden. Ist es möglich, auf eigenen Wunsch wieder eingestellt zu werden? Wilfried Wolff, Demmin

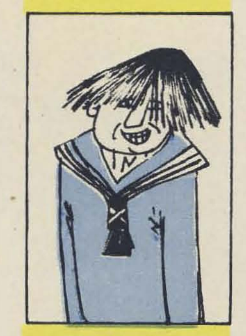
Die Reservistenordnung räumt diese Möglichkeit ein, wenn sie festlegt: „Die Reservisten haben des Recht, den Antrag auf Ubernahme in den aktiven Wehrdienst oder den Wehrersatzdienst zu stellen." Genaue Auskunft kann das Wehrkreiskommando geben.

In Wahrheit ein Kanten

In Heft 1/1965 beschwerte sich Stabsmatrose Winner über den von







ihm geforderten kurzen Haarschnitt. Wir konnten uns an Hand von Bildern überzeugen, daß Genosse Winner einen „Kanten" bevorzugte. Kapitänleutnant Dehling schrieb uns dazu: „Solche Forderung, ‚den Haarschnitt koppelbreit über den Ohren zu tragen', würde ich nie in meiner Einheit dulden und versichere Ihnen, daß es sie nie gegeben hat."

An die Wurzel gegangen

Könnten Sie nicht einmal etwas über allgemeine Soldatensorgen und speziell den Haarausfall sowie seine Bekämpfung schreiben?

Unteroffizier Haugwitz, Großtöpfer

Die häufigste Ursache für einen verstärkten Haarausfall bei Erwachsenen ist eine erhöhte Talgdrüsenabsonderung der Kopfhaut, die von einer Schuppenbildung geringeren oder stärkeren Grades eingeleitet zu sein pflegt. Meist wird versucht, durch häufiges Kopfwaschen das fettige Haar zu reinigen. Aber gerade durch die mechanische Reizung wird eine verstärkte Talgdrüsenabsonderung bewirkt, so daß das Gegenteil erreicht wird. Bei fettigem Haar sind also Kopfwaschungen nur alle zwei bis drei Wochen vorzunehmen und dabei möglichst fettarme Waschmittel zu verwenden. Zur täglichen Haarpflege werden alkoholische Haarwasser empfohlen. Erfahrungsgemäß leiden nur wenige Menschen an krankheitsbedingtem Haarausfall. Der beste Rat: Sachgemäße Haarkosmetik ohne übertriebene Anwendung der verschiedensten Haarpflegemittel.

Unser Tip

Die Armee-Rundschau ist sehr interessant, doch leider sind immer zu wenig Exemplare vorhanden. Kann das nicht bald abgeschafft werden, daß Jagd auf die AR gemacht werden muß? Übrigens, einen Fehler hat sie immer noch: zu wenig Seiten.

Brigitte Weiße, Kemberg

Unser Tip: Abonnieren

WKK Bad Doberan „ans Telefon"

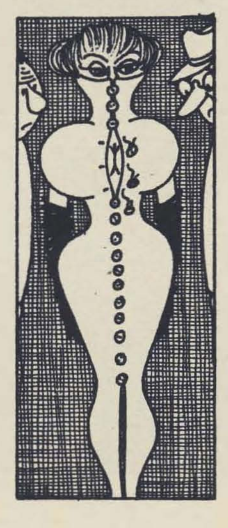
Ich diente von 1958 bis 1964 in den Reihen unserer Armee. Mein Dienstgrad war Oberfeldwebel, ich wurde als Unterleutnant d. R. entlassen. Am Entlassungstag war der betreffende Befehl noch nicht da. Am

26. 11. erhielt ich vom hiesigen WKK die Aufforderung, mir meine Ernennungsurkunde abzuholen. Auf mein Klingeln an der Tür öffnete mir ein Hauptmann. Ich trug ihm mein Anliegen vor und daraufhin verwies er mich an einen Zivilangestellten. Dieser ließ mich auf dem Flur stehen und holte aus einem Büroraum meine Urkunde. Ich kann mit diesem Verhalten der Genossen des WKK nicht einverstanden sein. Ich erwartete kein großes Zeremoniell, aber die Überreichung der Urkunde hätte eine für mich nicht alltägliche Bedeutung gehabt.

Volker Wiegel, Bad Doberan

Irrtum ausgeschlossen?

Was die Fotos betrifft, so könnte es keinesfalls ein Nachteil sein, wenn mehr wirklich schöne Mädchen veröffentlicht würden, die sich durch gute Figur auszeichnen und auch einmal wahre Kurvenköniginnen sein dürfen. Ohnehin gefällt es keinem Mann, wenn die Damenwelt so bis obenhin zugeknöpft ist. Oder irre ich mich da? Henry Pronold, Freital



Bewährte sich nicht

Können Sie mir taktisch-technische Daten von Sturmgeschützen der Hitlerwehrmacht mitteilen?

Karl Weissel, Gera

Das Sturmgeschütz III wurde ab 1940 eingesetzt. Es hatte eine sehr kurze Kanone, Kaliber 75 mm, die sich zum Kampf gegen Panzer nicht eignete. Das Fahrzeug erhielt 1943 ein Geschütz mit längerem Rohr. Seine Masse betrug 20,2 t, die Höchstgeschwindigkeit auf der Straße 47 km/h, die Länge 5,49 m, die Breite 2,95 m und die Höhe 1,94 m.

Musik, Musik . . .

Zu unserer aktuellen Umfrage im Novemberheft erhielten wir u. a. folgende Zuschriften:

Ihre aktuelle Umfrage ist ein großer Reinfall. Das ist doch immer wieder die alte Leier. Solche Argumente kommen nicht an, es sind ganz einfach Fehlzündungen.

Hans-Jürgen Groß, Crimmitschau

Besonders gut gefallen hat mir diesmal die wirklich gut redigierte Umfrage. Alles, was hier über den politisch tendenziösen Westschlager gesagt wird, ist richtig und bestätigt sich immer wieder.

Wolfgang Röder, Berlin



Vignetten: Arndt

Es werden manchmal Schnulzen auf den westlichen Schlagermarkt gebracht, wo es einem die Schuhe auszieht. Werner Sattler, Leisnig

Kann man nicht wenigstens bei der Tanzmusik die Politik aus dem Spiel lassen? Wenn es danach geht, ob man mittels Schlager Menschen überzeugen kann, dann kann man ja gleich jeden Schlager politisieren.

Frank Rose, Berlin

Die Umfrage war sehr interessant. Sie zeigt an handfesten Beispielen, daß in der Tat mit dem Schlager auch Politik gemacht wird. Ich kann mir vorstellen, daß gerade leicht beeinflußbare und wankelmütige Jugendliche darauf 'reinfallen.

Flieger Jürgen Maaß

Das Chanson „Eins und eins, das macht zwei" kannte ich schon lange vorher. Vielleicht habe ich immer nur mit halbem Ohr hingehört, denn erst ihre Betrachtung hat mich auf den inneren Gehalt und die politische Aussage des Textes aufmerksam gemacht. Trotz der einprägsamen Melodie gefällt es mir jetzt gar nicht mehr so.

Helga Schwemmin, Dresden

Ich empfinde manchen Westschlager, vor allem die chansonartigen, von der Musik und der Interpretation her als gelungen, stimme Ihnen aber unbedingt zu, daß der Text oft schlecht, sentimental oder gar dekadent ist. Klaus Hümmer, Berlin

Schulbildung gefragt

Ist es möglich, Flugzeugführer zu werden, wenn man schon Segelflieger bei der GST war? Welche Schulbildung und welchen Beruf muß man haben? Peter Lorius, Dessau

Alle Offiziersbewerber müssen den Abschluß der erweiterten Oberschule oder der allgemeinbildenden polytechnischen Oberschule mit abgeschlossener Berufsausbildung nachweisen. Bei Flugzeugführern kommt noch hinzu: Flugtauglichkeit ohne Einschränkung, Höchstalter 19 Jahre und nach Möglichkeit abgeschlossene Berufsausbildung in einem Metallberuf.



Kanonier Semper fragt: Wieso kann der Atomminengürtel aggressiv sein, wenn die Dinger fest auf westdeutschem Boden eingebaut werden?

L etzteres besagt noch nichts!
Da gab es vor etwa 25 Jahren schon mal einen Befestigungsgürtel der deutschen Militoristen – den „Westwall". Er galt als das Modernste seiner Art im Befestigungsbau.
Natürlich sollte er schützen – aber eine Verteidigungslinie war er keineswegs. So diente er zunächst als Rückendeckung bei den Überfällen auf die Tschechoslowakei und Polen. Ein Jahr später, bei dem Überfall auf Holland, Belgien und Frankreich jedoch, funktionierte er als Flankendeckung. Er sicherte den Faschisten die Möglichkeit, die Kräfte für den Überfall ungestört zusammenzuziehen sowie den Zeitpunkt und die Hauptrichtungen der Aggression zu bestimmen.
So ist es auch mit dem Atomminengürtel!
Die Hassel und Trettner planen, ihre Aggression hinter diesem Gürtel militärisch vorzubereiten und die Abschnitte sowie Hauptrichtungen für eine Offensive gegen die DDR und die anderen sozialistischen Staaten atomminengeschützt vorausbestimmen zu können. Auf diese Weise möchten sie das Gesetz des militärischen Handelns in die Hand bekommen und ihre Verbündeten in einen atomaren Krieg hineinziehen.
Eine einzige hochgehende Mine genügt als Provokation und Zünder zugleich, um die äußerst aggressive, radioaktive Eigenfunktion des ganzen Gürtels auszulösen und, noch ehe der Staub sich gesetzt hat, mit großen mechanisierten Verbänden nach Osten vorzustoßen – so erträumen sie es sich jedenfalls. Und deshalb auch nennen sie selbst diesen Plan ein wichtiges Element der Vorwärtsstrategie der NATO.
Wir wissen mit unseren Verbündeten, wie dem begegnet werden müßte, um die Aggressoren im eigenen Feuer zu verbrennen.
Das aber würde viele Opfer kosten! D a r u m ist es so wichtig, dieses Weltverbrechen schon in seinen Ansätzen zu verhindern!

Oberst Richter antwortet

Flieger Meinecke fragt: Ich habe mich als Soldat auf Zeit verpflichtet und bin für eine Spezialaufbahn vorgesehen. Warum muß ich immer Wache schieben; ist das nicht schade um die Zeit?

S ie sollen als Soldat auf Zeit so schnell wie möglich ein hochqualifizierter Unteroffizier werden. Sie trauen sich auch selbst was zu und meinen sicherlich: Wenn ich schon für einige Jahre zur Armee gehe, soll die Sache auch einen Nutzen haben. Jetzt sind Sie vier Monate bei der Fahne, müssen aber noch oft „Wache schieben" – und das enttäuscht Sie!
Der Wachdienst wird oft als „Wache schieben" bezeichnet. Klingt das aber wie „ruhige Kugel schieben" und soll es soviel heißen wie „sinnlos Zeit vertrödeln" – dann habe ich was dagegen.
Weil der Wachdienst nicht zu den interessantesten Aufgaben des Soldaten gehört, ist es gar nicht so leicht, eine vorbildliche militärische Disziplin auf Wache zu verwirklichen. Aber gerade der Wachdienst in der Volksarmee ist so ziemlich der einzige direkte militärische Kampfauftrag und damit Ehrendienst – wenn ich vom Dienst unserer Grenztruppen und einiger Spezialeinheiten absehe.
Wachdienst ist doch auch Wachsamkeitsdienst, ganz gleich ob am Munitionslager, im Kfz.-Park oder auf dem Flugplatz. Ein Wachdienst, den Sie keineswegs im Inneren Asiens, sondern in der unmittelbaren Nachbarschaft des atom- und agentenlüsternsten Landes der Welt ausüben! Vielleicht schob Ihr Vater noch Wache für fremde Interessen und eine schlechte Sache! Aber Ihr Wachauftrag ist ein guter, sinnvoller Auftrag. Keine Sorge, Ihre Spezialausbildung kommt dabei keineswegs zu kurz. So wie Sie es wünschen und wie es zur Verteidigung unserer Heimat von Nutzen ist. Zwischen Ihrer Spezialausbildung und dem Wachdienst kann es aber keine Trennung geben. Denn das gehört zur ständigen Gefechtsbereitschaft, und um diese Zeit ist es deshalb nie Schade.

Ihr Oberst






Gegen drei Uhr nachmittags hatte das dritte Bataillon des 332. Schützenregiments in seinem Abschnitt die Tagesaufgabe erfüllt. Die erste deutsche Verteidigungslinie war bereits am Morgen durchbrochen worden und lag weit hinten; die zweite war soeben endgültig genommen worden, freilich mit empfindlichen Verlusten. Was für Befehle folgen würden, war ungewiß. Einstweilen setzte man sich in dem gewonnenen Abschnitt fest, einfacher gesagt, man stürzte sich in die deutschen Gräben, kam wieder zu sich nach allem, was man in sechs Stunden ununterbrochenen Kampfes durchlebt hatte.

Vorn war eine lange, sanft geneigte Anhöhe zu sehen. An ihren Abhängen verlief jetzt die vorderste Linie der dritten deutschen Stellung, die noch nicht genommen war. Als etwa zwanzig Soldaten gemeinsam mit dem Kompanieführer Karajew unbedacht aus den Gräben gesprungen und weiter vorgestürmt waren, hatten die Deutschen sie mit Handgranaten eingedeckt. Um nicht das Leben weiterer Leute aufs Spiel zu setzen, befahl Sinzow, sich bis zur Dunkelheit nicht zu rühren.

Vor den Schützengräben breitete sich ein verschneites Feld, das zum Horizont hin allmählich anstieg. Als die aus der zweiten Stellung geworfenen Deutschen in dichten Scharen zur Anhöhe zurückgeflohen waren, hatten „Katjuscha" — Salvenwerfer sie unter Feuer genommen. Das Feld war von Leichen übersprenkelt, und selbst die Anhöhe war nicht mehr weiß, sondern gescheckt von den Salveneinschlägen der „Katjuschas".

Doch nicht alle waren geflohen. Einige Grüppchen hatten sich im letzten Graben festgesetzt und bis zuletzt gefeuert. Hinter solchem Feuer ist stets eine feste Hand zu spüren. Auf dem Boden des Schützengrabens lag inmitten anderer Leichen ein toter deutscher Oberst. Aus dem Schnee ragte mit der Mündung nach oben eine Maschinenpistole, die seine erstarrte Hand noch immer umklammert hielt. Wahrscheinlich hat der sie gezwungen, hier bis zuletzt zu kämpfen, dachte Sinzow voller Wut über die eigenen Verluste, wenn ihn auch eine gewisse Achtung vor solcher Haltung beschlich.

Nach der Zahl der toten Offiziere, der Unterstände, Telefone und verschiedenfarbigen in den Schnee gestampften Kabelfetzen zu urteilen, war hier, wo Karajews Kompanie sich festgesetzt hatte, ein Regimentsstab gewesen. Das zu melden war vorläufig nicht möglich. Die Nachrichtenleute waren noch dabei, hierher eine Leitung zu ziehen. Sie trödelten, doch Sinzow hatte keine Lust, sie anzutreiben. Melden, daß ein Regimentsstab eingenommen wurde — sehr schön, doch dann kommen sofort weitere Befehle. Es gibt im Kampf Minuten, wo man ein wenig verschnaufen möchte, ohne Verbindung zu den Vorgesetzten.

„Genosse Oberleutnant, vielleicht essen Sie erst etwas?"

Sinzow drehte sich um. Während des Kampfes hatte er keine Zeit gehabt, an den Jungen zu denken, obgleich er ihn mehrmals neben sich gesehen hatte. Jetzt aber bemerkte er plötzlich, wie mager und verfroren jener aussah und wie er mit den Zähnen klapperte. „Was hast du denn?"

„Fleischkonserven."

„Wie steht's mit dem Warmmachen?" fragte Sinzow, der wußte, daß bei solcher Kälte Konserven glashart sind. „Trockenspiritus ist da."

„Dann mach dich an die Arbeit."

Er rief den Kompanieführer Karajew herbei und befahl ihm, durch die Gräben auf der rechten Seite zu gehen und zu überprüfen, ob die Maschinengewehre für den Fall eines deutschen Gegenangriffs aufgestellt seien.



„Links sehe ich selber nach."

Um dem Wind zu entgehen, preßten sich die Soldaten an die Grabenwände. Einige rauchten, andere durchsuchten die toten Deutschen.

Der überstürzten, erbitterten Tollkühnheit des Kampfes folgte Müdigkeit. In den Augen der Soldaten war die gleiche Frage zu lesen, die auch Sinzow sich selbst stellte: Was nun? Ist das für heute alles, oder werden noch irgendwelche Befehl kommen? Und natürlich hoffte jeder, es möchte für heute alles sein.

Auf der Karte machte das gewonnene Gebiet nur neun Zentimeter aus. In Wirklichkeit jedoch bestand die erste Stellung aus drei Gräben — vom ersten zum zweiten Graben vierhundert Meter, vom zweiten zum dritten siebenhundert. Dann folgten zwei Kilometer offenes Feld bis zur zweiten Stellung. Die bestand wiederum aus drei Gräben, und bis die überwunden waren, galt es abermals anderthalb Kilometer zurückzulegen. Obgleich die Artillerie hier alles umgepflügt hatte, während der Vorbereitung und dann, als sie Feuerschutz gab, schlug den Sowjetsoldaten aus jedem Graben Feuer entgegen. Und je weiter sie kamen, desto stärker wurde das Feuer, so daß man sie verstehen konnte: Bevor das alles bezwungen war, hatten sie im Verlauf des Tages wiederholt das Maß menschlicher Kräfte überschritten und mochten nicht daran denken, daß befohlen werden könnte, das Maß noch einmal zu überschreiten.

Obgleich der Befehl, sich zu befestigen, gleich



in den ersten Minuten nach Einnahme des letzten Schützengrabens gegeben worden war, hatte man die Maschinengewehre noch nicht aufgestellt. Sinzow mußte die Soldaten anschreien und zwingen, den Befehl auszuführen. Sie hatten keine Lust mehr, sich damit abzuplagen, und dabei machte sich die Müdigkeit nach dem Kampf ebenso bemerkbar wie die Meinung, die Deutschen würden heute wohl kaum noch zum Gegenangriff antreten; wir würden, wenn nicht in der Nacht, so doch am Morgen weiter vorgehen, und alle Mühe würde umsonst sein.
Am Ende des Grabens, wo auf einem von den Deutschen zurückgelassenen vereisten Tisch ein Maschinengewehr zum Rundumbeschuß aufgestellt werden mußte, blieb Sinzow eine Weile bei den Soldaten stehen, ließ ihnen keine Ruhe, sondern spornte sie durch seine Anwesenheit an. Von hier aus konnte er die große Anhöhe vorn und die von Lunins Kompanie besetzten deutschen Gräben links gut übersehen. Zwischen dem Graben, wo er stand, und Lunins Kompanie lagen rund vierhundert Meter offenes Gelände. Der Gegner hatte hier keine durchgehende Linie angelegt. Dieses Stück, eine Talsenke, konnte von den Deutschen unter Beschuß gehalten werden, die jetzt noch zwei Anhöhen besetzt hielten – eine große entferntere, und eine kleine, die rund siebenhundert Meter vor den Stellungen von Lunins Kompanie lag.
Beim Anblick der kleinen Anhöhe, die sich vor Lunins Kompanie erhob, dachte Sinzow flüchtig, daß, würde sie genommen, man sich bereits an der Flanke der großen Anhöhe befände und diese leichter bepflastern könnte.
Doch seine Kraft reichte nicht aus, um gleich jetzt gründlicher darüber nachzudenken.
Er dachte an etwas anderes: Nachdem Lunin bereits zu Beginn des Angriffs auf die zweite Stellung gefallen war, führte jetzt Bogoslowski die Kompanie, und der hätte schon längst einen Melder zum Bataillon schicken müssen. Warum trödelt er? Fürchtet er sich etwa, das Leben eines Melders aufs Spiel zu setzen, weil bei Tageslicht die Senke von den Deutschen eingesehen werden kann? Er ging durch den Schützengraben zurück und dachte unzufrieden, daß Bogoslowski zwar befehlsmäßig gehandelt hatte, jetzt aber mit der Meldung zögerte. Überhaupt war noch abzuwarten, wie er an Lunins Stelle mit der Kompanie fertig werden würde. In diesen Gedanken mischte sich allmählich ein anderer – daß er selber möglichst rasch Bogoslowskis Kompanie aufsuchen müsse. Dann aber kam ihm der dritte, wichtigste Gedanke, der die beiden ersten verdrängte, ein Gedanke, den er schon flüchtig erwogen hatte, als er zu dem Hügel und zu Lunins Kompanie hinüberschaute: Es wäre gut, diesen Hügel so rasch wie möglich zu besetzen, sobald es dunkel wird. Die Deutschen vermuten, wir würden ihn morgen früh oder mitten in der Nacht angreifen, aber das sollte sofort geschehen, während sie sich einbilden, wir ziehen erst noch Verstärkungen nach und bereiten uns vor. Unvermutet sollten wir ihn uns holen, mit geringeren Kräften, ohne Artillerievorbereitung. Ich selber sollte das tun. Und um bis zur Dunkelheit die Anmarschwege zu sehen und abzuschätzen, muß ich spätestens in einer halben Stunde, noch bei Tageslicht,



quer durch diese offene Senke zu Bogoslowski gehen.
Er kehrte zurück, von diesem Gedanken bedrückt; er vermochte nicht mehr von ihm loszukommen noch ihn vor sich zu vertuschen. So schwer es auch war, so sehr er wünschte, ihn durch den leichteren Gedanken zu ersetzen, daß für heute der Krieg erst einmal zu Ende sei — er wußte, daß dieser schwere Gedanke in ihm lebte und wuchs, und wenn er ihn zu Ende dachte, wußte er, daß er ihn weiterzumelden verpflichtet war. Im Widerspruch zu sich selbst hoffte er, man werde es ihm nicht erlauben, sondern den Angriff auf morgen verschieben.
Der Junge wärmte auf dem Boden des Schützengrabens zwei große Büchsen Fleischkonserven, die er über zwei Dosen mit Trockenspiritus aufgebaut hatte.
Karajew stand daneben und betrachtete die Büchsen.
„Haben Sie alles überprüft?" fragte Sinzow.
„Jawohl", erwiderte Karajew und fragte plötzlich: „Wo ist denn eigentlich Lunin gefallen?"
Sinzow hatte ihm schon erzählt, wie und wo Lunin gefallen war, und was Karajew da fragte, war eigentlich auch keine Frage, sondern der wehmütige Wunsch, sich vorzustellen, wie so etwas möglich ist: Da war ein Mensch, Lunin, und nun ist er nicht mehr da, ist gefallen. Doch wieso gefallen? Wieso? Sinzow, der das verstand: wiederholte: Ja, Lunin sei gefallen, als sie die zweite Stellung nahmen, durch eine Maschinengewehrgarbe. Er sei sofort tot gewesen und habe wahrscheinlich gar keine Zeit mehr gehabt, daran zu denken, daß er sterbe. Der Stalingrader habe es nicht geschafft, sein Stalingrad wiederzusehen... Ja, so war das mit Lunin gewesen, und mehr konnte er darüber nicht sagen, weil er selber nicht mehr wußte. Er wußte, daß Lunin mit seiner Kompanie die erste Stellung, alle drei Gräben, genommen hatte und beim Sturm auf die zweite Stellung gefallen war.
Die erste Stellung war fast ohne Verluste genommen worden. Doch in der nächsten, gleich im ersten Graben, hatte ein Maschinengewehr das Trommelfeuer überstanden, und dort war Lunin gefallen. Er, Sinzow, war während des Gefechts um die zweite Stellung bei mehreren Kompanien gewesen. Er hatte die Soldaten, die vor dem ersten Graben lagen, wieder hochgerissen, und als der Graben links und rechts genommen war, in der Mitte bei Karajew aber noch nicht, da war er im Feuer zu Karajew gerobbt und hatte gemeinsam mit ihm die Kompanie auf die Beine gebracht; vor ihren Augen waren viele getötet und verwundet worden, doch man war trotzdem in den ersten und den zweiten Graben eingedrungen.
Aber noch durfte man nicht ruhen, sondern mußte den dritten Graben stürmen. Doch nun gingen die Deutschen selber zum Gegenangriff über, und es kam zu einer Stockung. Iljin begab sich zu Tschugunow, Sinzow aber blieb bei Karajew und wartete in einem verschneiten Bombentrichter, bis die Deutschen von einem nochmaligen Artilleriefeuer zermürbt waren, dann sprang er auf und drang gemeinsam mit der Kompanie bis zu diesen Gräben hier vor. Was war nicht alles geschehen, wenn man jetzt

daran zurückdachte! Doch im Kampf sind alle Gefühle nur flüchtig, und es bleibt keine Zeit, an etwas anderes zu denken als an die Sache, und sogar das kann nur kurz und schnell geschehen: ja oder nein!
Da war das Gefühl, etwas vollbracht zu haben, und das war die wichtigste Erinnerung an den Kampf. Und noch eine wichtige Empfindung gab es — daß man selbst am Leben geblieben war. Die Behauptung, man hätte als Bataillonskommandeur keine Zeit gehabt, sich zu fürchten, wäre unwahr gewesen. Zum Fürchten war immer noch Zeit.
Alles übrige existierte in den ersten Stunden nach dem Kampf nur in Fetzen und Bruchstücken im Gedächtnis.
Unter diesen Fetzen und Bruchstücken waren Lunins totes Gesicht mit den ausrasierten Schläfen und das nagende, widerliche Gefühl, als die Deutschen zum Gegenangriff übergingen, und plötzlich die Gefahr entstand, daß es zum Nahkampf kam. Da war Tumanjans wütende Stimme am Telefon, als es nicht weiterging! „Wo befinden Sie sich? Machen Sie sich unverzüglich fertig — und vorwärts, vorwärts!" Und die eigene wütende Antwort: „Mich fertigmachen, das wäre genau so, als ob ein Nackter einen Gürtel umbindet." Und das kurze Gefühl der Kränkung, vermischt mit einem Gefühl der Schuld, und ein weiterer Sprung unter feindlichem Beschuß über das Schneefeld.
Dann wieder: fünf gefangene Deutsche, die vorbeitrotteten, und hinter ihnen ein blutjunger Soldat, der besorgt bittet: „Gestatten Sie, daß ich sie selber abführe." — „Warum selber?" — „Sonst könnten sie entwischen."
Ein anderer Soldat liegt auf dem Feld im Schnee, und man muß ihn lange mit dem Revolver in den Rücken stoßen, damit er sich erhebt.
Noch ein anderer Soldat, im eroberten Graben, der sterbend dich zurückstößt, und ein Deutscher, der diesen Soldaten getötet hat, und den du auf Gewehrlänge erschießt. Niederstürzend fällt er direkt auf dich und schlägt dir mit der toten Hand den Revolver aus den Fingern wie mit einer Peitsche.
„Das Fleisch ist heiß, Sie können essen."
Das sagte der Junge. Er ergriff eine der Konservenbüchsen mit dem Fäustling und hob sie vom Feuer.
„Wie hat er's bloß fertiggebracht, die beiden Büchsen die ganze Zeit mit sich herumzuschleppen? Etwa in der Pelzjacke?" dachte Sinzow.
„Gehen wir in den Erdbunker, Genosse Bataillonskommandeur. Wenn er auch zerstört ist, aber er hält doch den Wind ab und ist wärmer." Das sagte Iljin, während er aus dem Bunker kletterte. Er war wohl schon von Tschugunow zurückgekommen.
„Wie sieht es bei Tschugunow aus?"
„Alles in Ordnung."
„Und was macht die Telefonleitung?"
„Sie trödeln noch. Ich habe Rybotschkin hingeschickt, der soll ihnen Beine machen."
Sinzow mußte erst überlegen, wer Rybotschkin war. Ach richtig, das ist ja der Bataillonsadjutant.
„Dann wollen wir mal essen", sagte Sinzow.
„Gehen wir in den Bunker", wiederholte Iljin.
„Später, jetzt habe ich keine Lust", sagte Sinzow und fügte besorgt hinzu: „Warum wird bloß die Leitung nicht gezogen?"
Er wollte einstweilen nicht in den Erdbunker gehen, weil er entschlossen war, Tumanjan, sobald die Strippe gezogen war, um Erlaubnis zu bitten, die Anhöhe vor Lunins Kompanie anzugreifen. Wenn er die Erlaubnis erhielt, hatte es keinen Sinn ins Warme zu gehen und sich der Müdigkeit hinzugeben, denn dann mußte er doch zu der Kompanie hinüber. Wenn die Sache auf morgen verschoben wurde, war es etwas anderes.
Er holte sein Finnmesser hervor und spießte sich ein Stück Fleisch aus der fetten Brühe. Appetit hatte er nicht, aber es war angenehm, daß das Fleisch heiß war. Ehe er die Büchse weiterreichte, wollte er noch von der Brühe kosten. Der Junge hatte bereits einen Löffel aus dem Stiefelschaft gezogen und wischte ihn mit einem Lappen ab.
„Da, nehmen Sie, Genosse Oberleutnant."
Sinzow aß ein paar Löffel voll und reichte dann Dose und Löffel an Iljin weiter.
„Sie haben es ja kaum angerührt", sagte Iljin.
„Mir genügt es", sagte Sinzow. Als er sah, wie Karajew in die zweite Büchse einhieb, nickte er zu dem Jungen hin: „Laß für den Koch auch noch was übrig."
„Vielleicht möchten Sie etwas Wodka?" fragte Iljin. „Meine Ordonnanz hat welchen."
Sinzow schüttelte den Kopf.
„Solange gekämpft wird, trinke ich nicht."
Er sah in Iljins Augen Verwunderung aufblitzen: Nanu, ist denn für heute noch nicht Schluß? Im Krieg ist es nicht üblich, daß Untergebene ihre Vorgesetzten alles laut fragen. Aber eine Frage bleibt eine Frage, auch wenn man sie nur in den Augen eines anderen bemerkt hat, und muß mit „ja" oder „nein" beantwortet werden. „Hör zu, Iljin", sagte Sinzow, faßte Iljin an der Schulter und führte ihn etwas zur Seite. „Ich habe für heute noch einen Plan. Was meinst du dazu?"
Während er seine Absichten darlegte, wurde ihm bewußt: er würde sie nicht aufgeben, selbst wenn Iljin anderer Meinung sein sollte. Diese Entschlossenheit entsprang nicht nur dem Gefühl, recht zu haben, sondern auch der Vorahnung eines leichten Gelingens.
Iljin hörte zu, ohne zu widersprechen. Aber dann schlug er vor, daß an Stelle des Bataillonskommandeurs er selber die Ausführung übernehme.
„Du hast mit deinen Aufgaben genug, dir bleiben zwei Kompanien", sagte Sinzow. „Aber besorge mir Kundschafter, soviel du freimachen kannst, und schick sie her."
Iljin nickte, doch in seinen Augen stand die stumme Frage: Ist die Sache beschlossen, soll ich die Leute schon jetzt zusammentrommeln oder soll ich warten, bis du mit dem Regimentskommandeur gesprochen hast? „Hol sie nur zusammen", erwiderte Sinzow. „Kundschafter und Ordonnanzen und wer dir sonst noch geeignet erscheint. Es sollen etwa fünfzehn Mann sein außer denen, die zur Kompanie gehören."

Während er das sagte, dachte er, daß er seine Ordonnanz nicht mitnehmen werde. Schließlich war das noch ein Kind.

„Noch etwas", rief er Iljin nach, der schon gehen wollte, um den Auftrag zu erfüllen.

Iljin drehte sich um. „Sorge dafür, daß Warmverpflegung da ist, sonst treiben sich die Oberfeldwebel bis zur Nacht hinten herum." – „Das ist bei uns nicht üblich, Genosse Oberleutnant". sagte Iljin. „Es wird alles ordentlich erledigt werden. Gestatten Sie, daß ich gehe?" – „Geh". Kaum war Iljin fort, als Rybotschkin, der Adjutant, zu Sinzow in den Graben sprang, gefolgt von einem Nachrichtenmann mit Telefon und Kabelrolle. „Na endlich", sagte Sinzow. „Wo habt ihr bloß herumgetrödelt?"

„Sein zweiter Mann ist verwundet. Bis...", wollte Rybotschkin erläutern, doch Sinzow unterbrach ihn: „Die Erklärungen später. Stellt das Telefon hin." Dabei wies er auf den Eingang zum Unterstand.

Nach Rybotschkin und dem Nachrichtenmann betrat er den Unterstand und wäre beinahe hingefallen, als er über einen quer vor dem Eingang liegenden Toten stolperte. Im Unterstand brannte zwar eine kleine Petroleumlampe, doch nach dem Tageslicht draußen war nichts zu sehen. „He!" schrie Sinzow und steckte den Kopf hinaus. „Macht doch wenigstens hier sauber! Immerhin ist dies der Gefechtsstand!"

Ein schnurrbärtiger alter Soldat, Iljins Ordonnanz, und der Junge kamen herein und schleppten den Toten fort.

„Ein Offizier?" rief ihnen Sinzow hinterher. „Ja, mit Ritterkreuz!" erwiderte der Junge von draußen. Wir haben heute doch viele von ihnen ausgeschaltet, dachte Sinzow. Das ist natürlich hauptsächlich Verdienst der Artillerie, doch auch wir haben unser Teil geleistet. Sie haben weit größere Verluste gehabt als wir.

„Fertig", sagte der Nachrichtenmann.

Die Verständigung war schlecht, die Leitung hatte irgendwo Erdschluß. Am anderen Ende sprach wider Erwarten nicht Tumanjan, sondern Lewaschow. „Tauchst du endlich auf, du verlorener Sohn!" schrie Lewaschow und fluchte fröhlich ins Telefon. „Wo steckst du denn?" Sinzow meldete, wo er sich befand und daß es hier fünf große Unterstände gebe; offensichtlich sei hier der Stab eines deutschen Regiments gewesen. Sie seien natürlich zerstört, doch einen oder zwei werde man in Ordnung bringen können.

„Das ist ja großartig!" sagte Lewaschow. „Wenn der Regimentskommandeur zurückkommt, werden wir unsern Gefechtsstand zu dir verlegen und dich nach vorn vertreiben."

„Nach vorn kann man mich nicht vertreiben", sagte Sinzow. „Vorn sind die Deutschen. Wo ist denn der Regimentskommandeur?" „Zum ersten Bataillon gegangen, um einen neuen Bataillonskommandeur einzusetzen. Der vorherige ist auf eine Mine gelaufen."

„Und wo ist der Stabschef?"

„Der ist irgendwo unterwegs", sagte Lewaschow. „Wo er war, da ist er nicht mehr, und hier ist er noch nicht. Wozu brauchst du ihn?"

Sinzow entschloß sich, nicht bis zu Tumanjans Rückkehr zu warten, sondern Lewaschow seinen Plan vorzutragen: sofort nach Einbruch der Dunkelheit in aller Stille, ohne Artillerievorbereitung, die Anhöhe vor Lunins Kompanie zu besetzen. Sobald das durchgeführt sei, könne man jene andere, größere Anhöhe von der Flanke bedrohen. „Warte, ich sehe mal auf der Karte nach." Lewaschow schwieg eine Weile. „So, gut, ich sehe. Glaubst du an den Erfolg?"

„Wäre das nicht der Fall, dann würde ich nicht um die Erlaubnis bitten", erwiderte Sinzow und trennte sich damit endgültig von dem unterdrückten, aber noch immer existierenden Wunsch, man möge den Angriff auf morgen verschieben.

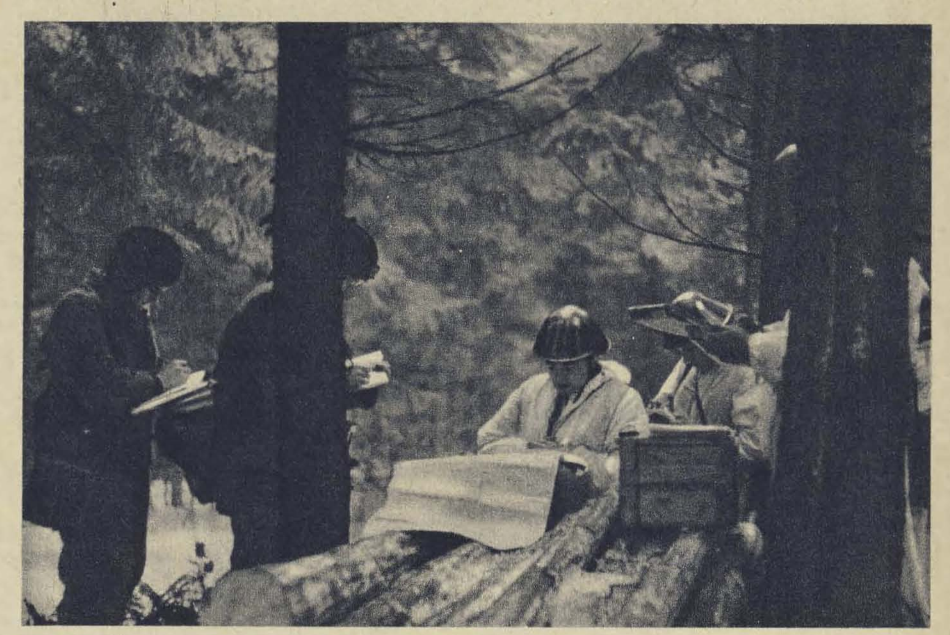
„Wenn's so ist, habe ich nichts dagegen", sagte Lewaschow. „Wenn du jedoch spürst, daß du auf Schwierigkeiten stößt, dann mach halt, jage die Leute nicht sinnlos in den Tod."

„Das ist klar", antwortete Sinzow.

Aus Simonow: „Man wird nicht als Soldat geboren". Erscheint im Verlag Kultur und Fortschritt.

Illustrationen: Rudolf Grapentin





Der Zugführer erteilt seine Befehle

Der Aufklärer irrt nur einmal!



Der „Gegner“ hat den selbständigen Aufklärungstrupp wahrgenommen. Er versucht ihn mit einer Baumsperre hinzuhalten. Keiner schont sich beim Räumen, und doch geht Zeit verloren. Das Tempo der Bewegung wird zu erhöhen sein, aber auch die Aufmerksamkeit der Beobachter. Denn der „Gegner“ hat Zeit gewonnen, er wird sie bestimmt nutzen.

Eilig fährt der Aufklärungstrupp durch den Hohlweg. Die Augen der Beobachter sind mehr nach vorn als in den dichten Wald gerichtet . . .

Eine Fahrzeugkolonne biegt um die Waldspitze und schlängelt sich durch den Hohlweg. Ab und zu bleibt das Spitzenfahrzeug, ein SPW, stehen, es sichert und fährt weiter. Ein Schwimmpanzer folgt ihm. Der Weg, bis jetzt eine Serpentine, mündet in eine Gerade, die sich in halber Höhe längs des Bergrückens hinzieht. Rechts davon eine Felswand, links fällt der Berg steil ins Tal. Die Kolonne erhöht das Tempo, die kurvenfreie Strecke ermöglicht es.
Plötzlich lösen sich an der linken Straßenseite Bäume. Sie fallen quer vor den Schwimmpanzer, der stoppen muß. Die Kolonne fährt dicht auf.
Ein Zufall? Nein. Denn gleichzeitig detonieren Handgranaten, springen MPi-Schützen aus dem Wald. Auch die, die mit Stricken die angesägten Bäume festgehalten hatten. Ein Überfall? Ja. Der selbständige Aufklärungstrupp eines über das Gebirgsmassiv angreifenden Verbandes ist in einen Hinterhalt des „Gegners" geraten.
Die Übung findet ihr jähes Ende. Auf Befehl des Schiedsrichters trennen sich die Parteien. Die Besatzungen verlassen ihre Fahrzeuge. Der Kommandant des Schwimmpanzers, Oberfeldwebel Stiller, stapft wütend durch den Schnee. Eine Niederlage steckt man nicht gern ein. Aber war sie unabwendbar? Zugegeben, der zweite Zug, der den „Gegner" darstellte, hatte den Hinterhalt an einer günstigen Stelle angelegt. Aber gab es für den Aufklärungstrupp weniger Chancen? War er völlig unvorbereitet in den Hinterhalt geraten? Wie begann denn die Übung am frühen Morgen?

Auf einem Holzstapel liegt die Karte des Zugführers. Die Kommandanten der SPW und Panzer umstehen ihn im Halbkreis, halten ihre Karten ins fahle Morgenlicht und notieren. Der Entschluß des Zugführers ist gut. Er hat seine Kräfte und Mittel geschickt verteilt. Seine Weisungen über das Zusammenwirken der Besatzungen sind gut durchdacht.





Aus dem Nebel lösen sich Gestalten . . .

Wenige Minuten später verlassen die Fahrzeuge das Waldstück und bewegen sich auf der Paßstraße ins Gebirge hinauf. Glatteis und Nebel bringen zusätzliche Schwierigkeiten. Dem Zugführer ist bekannt, daß er mit Maßnahmen des „Gegners“ rechnen muß. Für die Beseitigung von Sperren hat er eine Pionier- und eine Sicherungsgruppe eingeteilt. Doch als eine Baumsperre plötzlich Halt gebietet und dazu noch an einer Stelle, wo er es nicht erwartet hatte, sind alle guten Vorsätze vergessen. Nochmals befiehlt Leutnant Mühlmann, wer was tun soll. Anstatt die Erfüllung des morgens gegebenen Befehls zu fordern, hält er sich mit breiten Erklärungen auf. Kostbare Zeit geht verloren, das Marschtempo muß erhöht werden.
Die Einlage zwingt zur Aufmerksamkeit. Der langjährige Aufklärungsoffizier sieht auf die Karte. Erinnerungen an vergangene Übungen werden wach. Er ist versucht, sich auf seine Erfahrungen zu verlassen. Gibt es nicht auch tausend andere Möglichkeiten, die der „Gegner“ nutzen kann? Hat er das in seinem Entschluß beachtet? Seine Befehle an die Soldaten erwecken nicht diesen Eindruck. Nicht ständig zwingt er sie zum aktiven Handeln. Dort, wo nichts passieren kann (!), fordert er keine Beobachtungsergebnisse. Aus der Gefechtshandlung beginnt ein normaler Marsch zu werden, der nur gegen die Uhr geführt wird und der dann plötzlich gegen aller Willen jäh endet.

Drehen wir den „Film“ noch einmal zurück. Die letzten Worte des Zugführers am Holzstapel lauteten: „Beobachten und nochmals beobachten! Jede Veränderung im Gelände, die auf Anwesenheit oder Aktionen des Gegners schließen läßt, ist sofort zu melden!“
Danach fährt die Kolonne stundenlang durchs Gebirge. Wie ein Film zieht es vor den Sehschlitzen vorbei: Verschneite Tannen, hier und da eine Skispur, ab und zu ein Skihäschen in enger Keilhose, verträumte Ortschaften, die den Anschein erwekken, man habe sie eigens für den Urlaub gebaut — der ganze Reiz einer winterlichen Berglandschaft.

... Detonationen, Qualm ..

Gefreiter Völker, der Ladeschütze des Panzers, hat solch eine Landschaft noch nie kennengelernt. Ihm geht nicht nur das Auge über, auch sein Mund preist dieses Paradies. Über die Bordsprechanlage macht er die Genossen mit künftigen Urlaubsplänen bekannt. Noch hängen die letzten Worte in den Kopfhörern, da werden seine Träumereien jäh durch Detonationen unterbochen.

Sie kommen haargenau aus der Richtung, in der er beobachten soll.

Keiner vom Aufklärungstrupp ist zufrieden. Oberfeldwebel Stiller ist wütend. Auch er fuhr mit seinem Panzer an der Spitze, als zweites Fahrzeug in der Kolonne. Mit der Feuerkraft seines Panzers sollte er den Spitzen-SPW unterstützen. War ihm das möglich?

Gebirgsstraßen sind keine Autobahnen, jeder Kilometer hat mindestens ein Dutzend Kurven. Gegenseitig sichernd fahren die SPW und der Panzer von einer Kurve in die andere. Der SPW fährt erst dann weiter, wenn Genosse Stiller mit seinem Panzer die folgende Gerade einsehen und sichern kann. Mit zunehmender Länge des Marsches bemerkt Stiller immer öfter, wie wenig sich Unterfeldwebel Kimmel, der Kommandant des SPW, um den Panzer kümmert. Der SPW hält den Abstand nicht mehr ein. Stiller möchte rufen, ihm Zeichen geben, doch schon eilt der SPW davon. Funken darf er nicht, er würde sofort den Standort des Trupps verraten.

Er hätte dem an Dienstjahren jüngeren Genossen vorher einiges aus seinen Erfahrungen mitteilen, ihm die Möglichkeiten seines Panzers bei solchen Einsätzen erklären sollen, geht es ihm jetzt durch den Kopf.

Kluge Gedanken. Aber sie kommen zu spät. Wieder ist der Abstand zu gering. Nicht nur die Bäume, die in den knappen Zwischenraum fallen, hindern Stiller zu handeln. Der Panzer würde über sie hinwegklettern. Mit seiner Kanone allerdings kann er nicht schießen, er würde seinen Vordermann treffen.



... zwei, drei der Angreifer drängen sich in den SPW.



Oberfeldwebel Stiller. Seit sieben Jahren steht er mit seinem Panzer auf du und du. Erst Ladeschütze, dann Fahrer und heute als Kommandant hat er nicht nur einmal eine solche Übung gefahren. Und jetzt muß ihm das passieren. Man kann's glauben, er und seine Genossen werden es das nächste Mal besser machen.

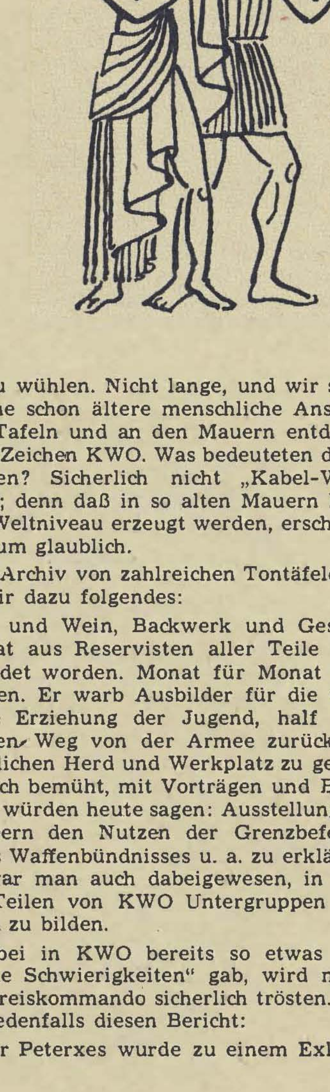
Der Aufklärer irrt nur einmal!

Der selbständige Aufklärungstrupp, gebildet vom ersten Zug, ist in den Hinterhalt geraten. Ob es auch passiert wäre, wenn die Skihütte für den Gefreiten Völkel nur als Orientierungspunkt existiert hätte, wenn Oberfeldwebel Stiller nicht nur um seinen Panzer besorgt gewesen wäre, wenn Leutnant Mühlmann den Zug straffer geführt hätte?
„Der Aufklärer irrt nur einmal!" sagt Oberfeldwebel Stiller. Er meint damit: Das nächste Mal werden wir es besser machen. Er meint aber auch: Einmal dem Gegner in die Hände gefallen, kann der Aufklärer nichts wieder gut machen. *Major Gebauer*



AUF DEN SPUREN TROJAS

Von Spatz Schlaukopf AUFGESPIESST



Wer andern eine Grube gräbt — ist mitunter ein Archäologe. Einer aus der Archäologenzunft mußte das postum auch erfahren. Als Heinrich Schliemann nahe dem türkischen Dörfchen Hissarlik auf die Reste einer Stadt stieß, verkündete er: „Hier unter der Erde liegt das sagenhafte Troja!" Als Schliemann bereits selbst unter der Erde lag, fanden indes die Schliemänner heraus, daß das echte Troja noch einige Meter unter dem vermeintlichen Schliemannschen lag. Inzwischen hat man entdeckt, daß die Feste Troja, wenn überhaupt irgendwo, dann irgendwo anders gelegen hat.

Als ich das las, sagte ich mir: Es irrt der Mensch, solang er strebt! Versuch du es doch mal, den Trojanern auf die Spur zu kommen. Es wäre doch sicherlich umwerfend, wenn die Wehrkreiskommandos bei der Bildung von Reservistenkollektiven in Zukunft verkünden könnten: „Genossen Reservisten, schon die alten Trojaner liebten den häuslichen Herd und ihre Frauen, ja sie liebten sogar die Frauen anderer (beispielsweise Helena, die ja bekanntlich der Zankapfel des trojanischen Krieges war) aber dennoch, Genossen, fanden sie noch Zeit, sich in Reservistenkollektiven ..." usw.

Und weiter sagte ich mir: Wenn Troja irgendwo anders liegen sollte, weshalb dann nicht vielleicht sogar an der Spree? Also begann ich hier mit dem ganzen Spatzenvolk zu picken, zu scharren, zu wühlen. Nicht lange, und wir stießen auf eine schon ältere menschliche Ansiedlung. Auf Tafeln und an den Mauern entdeckten wir die Zeichen KWO. Was bedeuteten diese Hieroglyphen? Sicherlich nicht „Kabel-Werk Oberspree"; denn daß in so alten Mauern Produkte mit Weltniveau erzeugt werden, erscheint ja wohl kaum glaublich.



Aus einem Archiv von zahlreichen Tontäfelchen erfuhren wir dazu folgendes:

Bei Reden und Wein, Backwerk und Gesang war ein Rat aus Reservisten aller Teile von KWO gebildet worden. Monat für Monat trat er zusammen. Er warb Ausbilder für die vormilitärische Erziehung der Jugend, half den Soldaten den Weg von der Armee zurück an den heimatlichen Herd und Werkplatz zu gehen und war auch bemüht, mit Vorträgen und Bildnissen (wir würden heute sagen: Ausstellungen) allen KWOern den Nutzen der Grenzbefestigungen, des Waffenbündnisses u. a. zu erklären. Offenbar war man auch dabeigewesen, in den einzelnen Teilen von KWO Untergruppen der Reservisten zu bilden.

Daß es dabei in KWO bereits so etwas wie „ideologische Schwierigkeiten" gab, wird manches Wehrkreiskommando sicherlich trösten. Ich entdeckte jedenfalls diesen Bericht:

„Der Bürger Peterxes wurde zu einem Exkurs



unter Waffen gerufen (wir würden heute sagen: Zu einem Reservistenlehrgang einberufen). Dort behandelte ihn sein Vorgesetzter nicht wie einen erwachsenen Menschen. Als Peterxes nach acht Wochen wieder am häuslichen Herd war, sollte er in einer Gruppe der ehemaligen Soldaten mitwirken. Doch Peterxes erklärte: ‚Mein Vorgesetzter hat mir nicht gefallen. Er war zu kalt. Ich habe mir bei ihm einen Schnupfen geholt!‘ Und Peterxes nieste denen was, die ihn zur Mitarbeit aufgefordert hatten.“

Anfangs war ich in Zweifel, ob ich dieses vorzeitliche Beispiel hier wiedergeben sollte. Aber da wir ja die Geschichte studieren, um aus den Leiden der Vergangenheit zu lernen und nicht, um sie zu wiederholen, sagte ich mir: Es kann beispielsweise auch dem Hauptmann Neumann, der Reservisten ausbildet, gar nichts schaden, Ursachen und Folgen des Schnupfens von Peterxes zu studieren.

Im übrigen kam mir die Vermutung, daß in KWO vielleicht der Ursprung der Legende lag, daß sich Sünden der Väter noch in viele Glieder fortpflanzen und auswirken. Eine uralte aber noch immer aktuelle Legende! Ich hatte doch in unseren Tagen oft beobachtet: Ungenügende Wehrerziehung an den Schulen, mangelhafte militärpolitische Aufklärung in den Betrieben, lieblose Entlassung von Soldaten aus der Armee u. a. wirkt sich ähnlich wie der Schnupfen des Peterxes noch viel später aus, beispielsweise als fehlende Bereitschaft, in den Reservistenkollektiven mitzuarbeiten.

In einer anderen Schicht von KWO grub ich noch folgenden Bericht aus: „Minotep, der aus der Armee zurückgekehrt war, sollte in den Rat der ehemaligen Soldaten berufen werden. Da sagte er: ‚Ich habe nichts gegen die Armee und gegen euch. Aber laßt mir meine Ruhe. Ich will mich wieder meiner Familie widmen und erst einmal wieder richtig Geld verdienen.‘ Darauf . . .“ Hier war die Steintafel, auf der der Bericht über Minotep einst eingemeißelt war, verwittert. Steter Tropfen höhlt den Stein, sagte ich mir. Vielleicht hatte auch das sinngemäß im Bericht über Minotep gestanden, d. h., daß man mit ihm ein zweites und drittes Mal gesprochen und ihn endlich überzeugt hatte, wie wir heute sagen würden.

Zweifelhaft allerdings erschien mir das, als ich von Enestoplis und Enistoples las. Der eine hatte zum anderen gesagt: „Enistoples, heute wird auf dem Forum über uns 200 von KWO, die einst bei der Armee dienten, ein Bericht ausgerufen. (Dies war damals die Form der Mitteilung und Propaganda, die heute beispielsweise von Betriebsfunk und Betriebszeitung wahrgenommen wird.) Enistoples eilte darauf sofort zum Forum; denn noch nie hatte man dort etwas über die Reservisten ausgerufen. Bald kam er zurück und erklärte wütend: ‚Ich habe kein Wort über uns Reservisten gehört. Sie haben nur ausgerufen: ‚Alle 4000 KWOer haben sich durch ihren Fleiß Achtung und Ansehen erworben.‘ Worauf ihm Enestoplis antwortete: ‚Zählen wir Reservisten etwa nicht zu diesen 4000?!‘“

Ha, rief ich triumphierend aus. Damals kannten sie offenbar noch nicht die Ergänzung zur Reservistenordnung, in der eine Aufgabe heißt: „Ausnutzung der Betriebs- und Wandzeitung zur Propagierung von Problemen und guten Leistungen gedienter Reservisten.“

Da dies KWO interessant, offenbar aber nicht mit dem gesuchten Troja identisch war – gruben wir weiter in die Tiefe. Bald stießen wir auch auf ein Anwesen, das dem KWO in seinen Ausmaßen glich. Und dann begann ich vor Freude zu hüpfen: Seine Bewohner nannten sich selbst TROjaner. Troja, nach dem Schliemann vergeblich gebuddelt hatte, war von uns Spatzen entdeckt!

Zuerst lasen wir einen Bericht über ein Volksfest, das alle TROjaner vereint hatte. Bei einem Schießwettbewerb hatten viele Männer miteinander gewetteifert, und den Siegern waren zahlreiche Preise gereicht worden. Ich stellte mir die Frage, ob die TROjaner ähnliche Schießwettbewerbe etwa auch speziell für ihre Reservisten organisierten?! Denn wenn die Reservistenarbeit nicht nur notwendig ist sondern auch Spaß macht, würde sich mancher Reservist rascher zur Mitarbeit entschließen. Und welch ehemaliger Soldat schießt nicht gern.

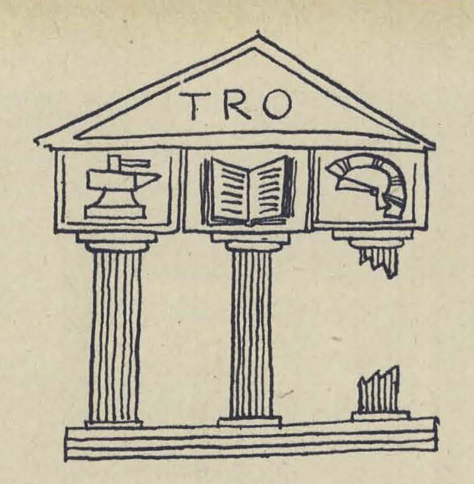
Die Antwort war niederschmetternd in doppel-



tem Sinne. Ich fand nämlich auf einem Tonzylinder folgenden Bericht:
„Zum Vertreter des PS (Parteisekretär wird das wohl kaum heißen, sagte ich mir, denn laut Politunterricht konnte es im alten Troja noch keine Partei gegeben haben!) kam einer und fragte: ‚Wie steht es bei euch um die Organisation der ehemaligen Soldaten?' Er erhielt zur Antwort: ‚Wir machen vielleicht nicht so viele Worte wie andere. Aber wir haben einen Rat der Reservisten, und der arbeitet gut!' Und der Vertreter des PS nannte sodann die Namen der zwei Vorsitzenden. Anderntags eilte der Frager zu diesen zwei und erfuhr: ‚Ein Rat steht bei uns nicht einmal auf dem Pergament. Wir zwei sind mit anderen Ämtern und mit unserer Weiterbildung so überlastet, daß uns keine Zeit mehr verbleibt.'"
Meine Hoffnung, das echte Troja entdeckt zu haben, kam bei diesem Bericht ins Wanken.



Der Frager sollte bei den TROjanern offenbar hinters Licht geführt werden. Aber wie Homer zu berichten weiß, waren die echten Trojaner auf dem Gebiet der Täuschung völlig unbeschlagen. Anderenfalls wären sie auf den billigen Schwindel mit dem Trojanischen Pferd wohl kaum hereingefallen.
Wie ein echter Archäologe versuchte ich der Frage: Troja – ja oder nein? und der zweiten (Warum keine Reservistenarbeit?) auf den Grund zu gehen. Dabei machte ich zwei interessante Feststellungen: Von diesem PS wurde immer wieder Rechenschaft über die Arbeit in den Werkstätten, über die Erziehung der Kinder, über vieles anders verlangt – nur nicht über die Organisation der Reservisten! Zweitens waren bei den TROjanern in der Tat alle, die den Rat der Reservisten hätten leiten können, bereits mit anderen Ämtern überlastet.
Ich fand z. B. den Hinweis auf einen gewissen Epireios, der ein Führer in einer bewaffneten Einheit der Bevölkerung war. Etwas Ähnliches wie unsere Kampfgruppen, dachte ich, als ich auch schon auf folgenden Widerspruch stieß.



Der Rat der Reservisten existierte bisher nicht, weil die Kampfgruppe dringend alle Funktionäre brauchte. Aber bei der Kampfgruppe fehlten auch deshalb Ausbilder, weil es noch keinen Rat der Reservisten gab; denn dieser hätte ja bei der Werbung für die Kampfgruppe mithelfen können.
Wie hätten die TROjaner den Knoten dieses Widerspruches lösen können? Ich fragte einige Fachleute auf diesem Gebiet, genau gesagt: einige Genossen vom Wehrkreiskommando in Berlin-Köpenick. Sehr sachlich antworteten sie: „Im KWO geht es im großen und ganzen gut voran, weil die Reservisten sehr gut von der Parteileitung unterstützt werden. Bei den TROjanern ist das bisher nicht so. Wir empfehlen in diesem Fall, einen Genossen von allen anderen Funktionen zu befreien und ihn ausschließlich mit der Reservistenarbeit zu betrauen. Das zahlt sich nach kurzer Zeit gewiß aus." Und etwas mitleidig mir gegenüber fuhren die Genossen fort: „Übrigens haben Sie, Genosse Schlaukopf, die TROjaner, aber nicht die Trojaner entdeckt, das heißt nicht das echte Troja, sondern das TRO, exakt ausgedrückt: Das Transformatorenwerk ‚Karl Liebknecht'". Worauf ich nur antwortete: „Immer noch besser als Schliemann! Der ist von Berlin sogar bis in die Türkei gefahren und hat sich auch nur geirrt. Im übrigen ist dieser Irrtum sogar hoffnungsvoll. Wenn das TRO und KWO nicht nacheinander sondern zu gleicher Zeit, also heute existieren, dann kommen sie vielleicht doch noch zu einem Erfahrungsaustausch!"



Illustrationen: Paul Klimpke


DEUTSCHE POST
Musterschau
LEIPZIGER
Erzeugnisse
18.–21. OKTOBER 1945
6 6


LEIPZIGER MESSE 1947
DEUTSCHE POST
DEUTSCHE POST
24
+26
1160: Leipzig erhält Marktrecht


LEIPZIGER MESSE 1949
DEUTSCHE POST
DEUTSCHE POST
24
+16
1765: Der junge Goethe auf der Messe


DEUTSCHE DEMOKRATISCHE REPUBLIK
LEIPZIGER MESSE 1951
24


DEUTSCHE DEMOKRATISCHE REPUBLIK
LEIPZIGER MESSE 1953
35
LANDMASCHINEN


DEUTSCHE DEMOKRATISCHE REPUBLIK
LEIPZIGER MESSE 27.2.-9.3.1955
20


LEIPZIGER HERBSTMESSE 1958
PELZEXPORT-KARAKUL
25
DEUTSCHE DEMOKRATISCHE REPUBLIK


DDR
10
LEIPZIGER HERBSTMESSE 1963
LEIPZIGER HERBSTMESSE 1963
10
DDR


DEUTSCHE
DEMOKRATISCHE REPUBLIK
LEIPZIGER HERBSTMESSE 1964
10


1165 1965
800 JAHRE
LEIPZIGER
MESSE


DEUTSCHE
DEMOKRATISCHE REPUBLIK
LEIPZIGER HERBSTMESSE 1964
15



ls ich in Leipzig ankam, war es gerade Meßzeit, woraus mir ein besonderes Vergnügen entsprang..." Mit diesem Satz leitete Johann Wolfgang von Goethe in hohem Alter seine Studentenerinnerungen an Leipzig und an die Messe ein, und dieser Besuch zur Michaelismesse 1765 diente später einem Maler als Sujet für ein Gemälde, das den 16jährigen Goethe „etwas wunderlich equipiert" beim Betrachten des Messetrubels zeigt. Es waren jedoch nicht nur die „kostbaren Messegüter", die sein Interesse erweckten: „...besonders aber zogen meine Aufmerksamkeit an sich in ihren seltsamen Kleidern jene Bewohner der östlichen Gegenden, die Polen und die Russen."

Nun liegt dieser Messebesuch immerhin schon 200 Jahre zurück. Daß aber der Dichter damals schon den Fremden aus dem Osten, den Russen, seine ganze Aufmerksamkeit schenkte, hatte nicht nur allein subjektive, sondern vor allem objektive Ursachen: Von dem Augenblick an, als vor 800 Jahren die Leipziger Messe zu einer ständigen Einrichtung wurde, begann auch ihre Rolle als Missionar des Ost-West-Handels, als Brücke zwischen den Völkern des Okzidents und des Orients, die ihr bis heute eine Vorrangstellung unter den Messen erhielt. Die „Fremden aus dem Osten" waren seit jeher begehrte Kaufpartner auf der Messe. Aber nicht immer kamen sie als Händler nach der Messestadt. Wie die Messe nicht in einem „luftleeren Raum" lebte, so war ihr Geschick und das Geschick des Handels in hohem Maße vom Frieden abhängig. Als 1813 die napoleonischen Eroberer unter den Schlägen der russischen und der mit ihnen verbündeten Armeen vor den Toren der Messestadt ihren Traum von dem Beherrscher der Welt begraben mußten, zogen die Russen nicht als Gäste, sondern als Befreier ein, an ihrer Spitze ein Mannn, dessen Name heute noch eine Straße in der Nähe des Völkerschlachtdenkmals trägt: Oberst Prendel.

Diesem „russisch Kaiserlichen Obersten und Stadt-Commandant" verdankt Stadt wie Messe viel. Die Fürsorge dieses Förderers der Messe begann bei der Versicherung, „daß sich jeder Hilfsbedürftige bei Tag und Nacht an mich wenden kann, denn gute Bürger und Freunde müssen unterstützt werden." Sie offenbarte sich auch in einem solchen Befehl: „Jeder zu Fuß Gehende hat den gerechten Anspruch, daß, wenn jemand hinter ihm gefahren kommt, derselbe dem zu Fuß Vorausgehenden, besonders während der Meßzeit, bevor er ihn mit den Pferdeköpfen anfährt, zurufen soll..."

Genau 132 Jahre nach diesem Befehl eines russischen Militärs wurde ein anderer Befehl erlassen, und wieder trug er die Unterschrift eines „Fremden aus dem Osten" -- die des Obersten Chefs der Sowjetischen Militärverwaltung in Deutschland. Es war der Befehl über die Wiedereinführung der alljährlich abzuhaltenden Leipziger Messe.

In vier Messehäusern und drei Hallen boten 2750 Aussteller ihre „Exponate" an, die vom Wiedererwachen der Wirtschaft in der damaligen sowjetischen Besatzungszone kündeten: die Sowjetunion war der erste und einzige Aussteller des Auslandes. Messeschlager unserer Industrie war der Kleinherd „Jockeli", der mit nur zwei Briketts eine Mittagsmahlzeit für sechs Personen kochen und einen mittelgroßen Raum gleichzeitig ausreichend heizen sollte. Attraktionen stellten die Ziegelputzmaschinen und die neuartige Kleinblockanlage für Briketts dar, mit der kleine PKW betrieben werden sollten.

Als an jenem in zweifacher Hinsicht bedeutungsvollen 8. Mai 1946 auf der Eröffnungsfeier davon gesprochen wurde, daß die Leipziger Messe wieder zum wirtschaftlichen Magnet werden muß und soll, da ahnten in jenem Augenblick nur wenige den prophetischen Gehalt dieser Worte. Die Messe ist wieder eine Weltmesse, und die Traditionen jener „Bewohner der östlichen Gegenden", von denen Goethe sprach, werden jedes Jahr durch die Teilnahme der Sowjetunion lebendig erhalten.

Seitdem ist die Ausstellung der Sowjetunion stets die größte des Auslandes. Erst im Herbst 1962 konnte die sowjetische Ausstellung das 40jährige Messejubiläum begehen. Welch ein Wandel vollzog sich aber in diesen 40 Jahren: Zur Herbstmesse 1922 bestand das sowjetische Angebot aus Rauchwaren, Leder, Hanf, Borsten. Heute bildet die UdSSR den Mittelpunkt der ausländischen Ausstellungen. 1965 wird sie wieder der größte ausländische Aussteller der Messe sein. Ihre Exponate werden von der stürmischen Entwicklung von Wissenschaft und Technik künden — so das Modell des Kernreaktors von Romaschka, die Taktstraße für Ganzbearbeitung von kegelförmigen und zylindrischen Wellen, der neue Moskwitsch 408 und eine Bergbaumaschine, die 50 Tonnen wiegt und mit ihrer Höhe von 15 Metern in keinen Raum des sowjetischen Pavillon hineinpaßt. Wenn der Handel zwischen unseren beiden Ländern von 0,3 Milliarden Rubel im Jahre 1950 auf 2,4 Milliarden im Jahre 1963 stieg, dann hat die Leipziger Messe keinen geringen Anteil daran -- ebenso wie sie zur Verwirklichung des Freundschaftsvertrages zwischen der Sowjetunion und der DDR beitragen wird.

Karl-Heinz Scholz

DDR UNSER VATERLAND

MILITÄRTECHNISCHE Umschau

Wegeaufklärer

Wie die sowjetische Zeitschrift „Tyl i snabshenije" mitteilt, sind für die sowjetischen rückwärtigen Einheiten drei neue Geräte zur Aufklärung von Wegen entwickelt und eingeführt worden. Es handelt sich um zwei Gefällemesser (einer arbeitet auf elektronischem Prinzip) und einen Kurvenradienmesser. Alle drei Geräte sind innerhalb des jeweiligen Fahrzeuges angebracht und können während der Fahrt bedient werden.

Motorrettungsboot

Ein Motorrettungsboot, wie es die amerikanische Küstenwacht verwendet, ist in England auf seine Eignung für die englische Marine erprobt worden. Das Boot ist eine Stahl-Aluminium-Konstruktion. Das englische Seerettungswesen will mit der Einführung dieses Typs Kosten für eine eigene Entwicklung sparen. Die wichtigsten Daten sind: Länge über alles 13,5 m; Breite 3,8 m; Tiefgang 0,96 m; max. Geschwindigkeit 15 kn.

Bei Überfluten des Mittelschiffs entleert es sich selbst durch 100-mm-Speigatts in knapp einer Minute. Zwei 200-PS-Dieselmotore treiben je eine Schraube an.

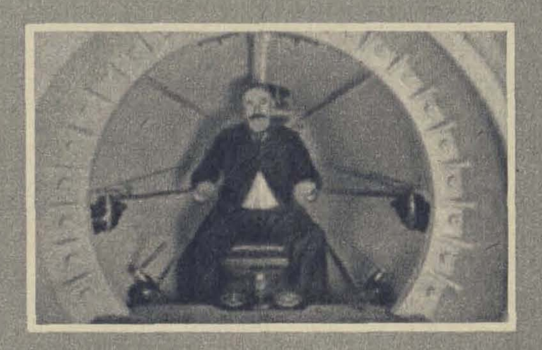
Gummibrücke

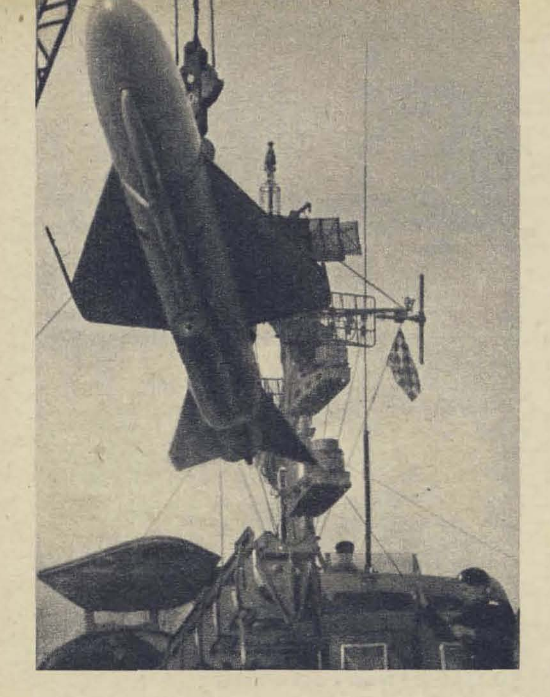
Seit einiger Zeit erproben Einheiten der USA-Armee eine neuartige Pontonbrücke, die aus Gummipontons und metallenen Stützweiten besteht. Das Neue daran ist, daß diese Brücke innerhalb von 20 Minuten versenkt werden kann, indem die Luft aus den Pontons herausgelassen wird. Durch Aufpumpen mittels langer Schläuche wird die Brücke in der gleichen Zeit wieder gehoben.



U-Boot mit Handantrieb

Im Zeitalter kernkraftgetriebener U-Boote kann man sich das Projekt eines mit der Hand vorwärtsbewegten Tauchbootes kaum vorstellen. Und doch hat es so etwas gegeben.
Um 1896 entstanden die ersten seetüchtigen Tauchboote. Bis dahin gab es aber vielerlei Experimente, zu denen auch das Unterwasserboot des Franzosen Goubet gehörte, das in der Zeit vom 1. 2. bis 13. 4. 1890 im Hafen von Cherbourg geprüft wurde.
Das aus Bronze gegossene Boot war acht Meter lang, hatte einen Durchmesser von 1,75 Metern und wog 6000 kp. Von einem eigentlichen Turm kann man bei der Einstiegskuppel noch nicht sprechen. Dieses Mannloch besaß nach oben als Luke eine starke Glasscheibe und rundherum sieben Beobachtungsscheiben und ragte nach dem Auftauchen aus dem Wasser. Die Unterwasserfahrt war bis zu Tiefen von zehn Metern möglich. Sollten die Pumpen zum Auftauchen versagen, konnte der Bleikiel (1200 kp), der auch zur Verbesserung der Steuerbarkeit des Bootes diente, abgeworfen werden, und das Boot kam allein zur Oberfläche zurück. Die Gleichgewichtslage wurde durch seitliche Kiele erhalten, während ein Regulator durch ein schweres Pendel in Bewegung versetzt wurde, sobald sich das Boot neigte. Dadurch wurde eine Pumpe in Bewegung gesetzt, die von der geneigten zur erhobenen Stelle Wasser beförderte, und die Gleichgewichtslage wurde wieder hergestellt. Sollte die Neigung beibehalten werden, wurde das Pendel festgehalten. Ein 3 . . . 4-PS-E-Motor war als Hauptantrieb gedacht, der gleichzeitig die Steuervorrichtung und die Wasserpumpe bewegte. Die erreichte Geschwindigkeit betrug unter Wasser etwa 5 sm/h. Bei Ausfall des Motors war die Fortbewegung des Bootes durch von innen bewegte Ruder vorgesehen.
Die Seitensteuerung wurde durch Schrägstellen der Schraube über ein Kugelgelenk bewirkt. Das Boot sollte mit zwei Mann Besatzung acht Stunden unter Wasser bleiben können. Als Bewaffnung war zunächst ein Sprengstoffgefäß vorgesehen, das unter Schiffen aufgelassen werden sollte. Später sah der Konstrukteur zwei Torpedos vor. Eine praktische Bedeutung für die Bewaffnung erreichte das Boot nicht. W. K.





Spanische Salvengeschütze

Spanien hat ein eigenes System eines Salvengeschützes herausgebracht, das die herkömmlichen Geschützbatterien ersetzen soll. Mit diesem Werfer können 20 Raketengeschosse einzeln oder gleichzeitig abgefeuert werden.

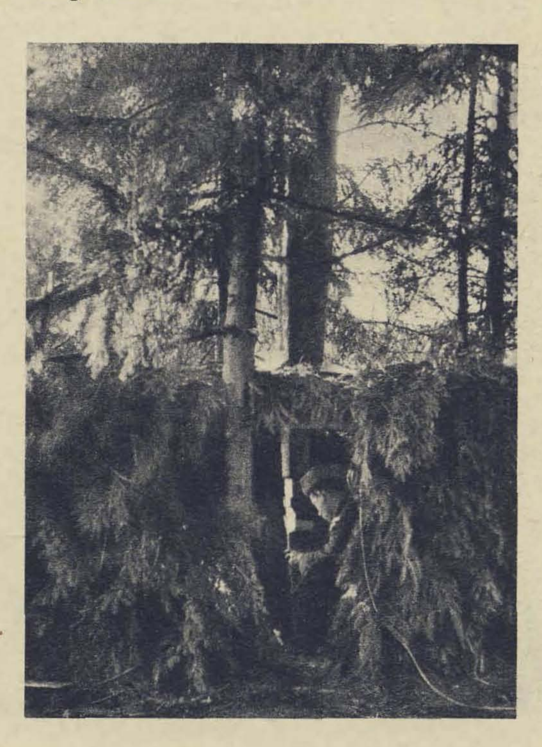
Elektronische Pädagogen

Auch in der ungarischen Volksarmee werden seit einiger Zeit elektronische Unterrichtsmaschinen eingesetzt. Hauptsächlich werden z. Z. Prüfungsmaschinen benutzt, die auf Fragen mit „richtig" oder „falsch" antworten.

Hat ein Prüfling alle ihm gestellten Fragen an Hand der Maschine beantwortet, erteilt die Maschine die Zensur. Auch Zehntelnoten sind möglich. Der elektronische Pädagoge, wie diese Maschine genannt wird, hilft auch bei der Fixierung wichtiger Daten und Fakten.

Grenzer-Periskop

Gefreiter Frühauf und seine Genossen bauten auf der Grundlage des Grabenspiegels ein Periskop, mit dessen Hilfe der Beobachtungsposten schwer einsehbare Abschnitte „unter die Lupe" nehmen kann. Das Periskop ist um 360 Grad drehbar, seine Höhe etwa 2,50 m. Zur besseren Beobachtung kann an dem Einblick ein Feldstecher in einer besonderen Halterung befestigt werden.



Hauptbewaffnung Flügelgeschosse

Flügelgeschosse, die den modernen Schnellbooten der sowjetischen Kriegsflotte eine hohe Kampfkraft verleihen, sind zur Hauptbewaffnung dieses Schiffstyps geworden. Ihre Reichweite und Treffsicherheit ermöglichen es, den Gegner auch über weite Entfernungen zu bekämpfen. Eine Starthilfe an der Unterseite des Rumpfes verleiht dem Geschoß eine hohe Startgeschwindigkeit von der Rampe.

„Notizbuch" mit Kopfhörer

Ein Taschentonbandgerät, genannt „Notizbuch", wurde in der Sowjetunion entwickelt. Es wiegt 630 p und hat die Abmessungen 145 × 82 × 37 mm. Als Mikrofon dient ein gewöhnlicher hochohmiger Kopfhörer, der auch für die Tonwiedergabe verwendet wird. Die Spurumschaltung erfolgt automatisch. Die Spieldauer einer Spur beträgt 15 Minuten, somit sichern die vier Spuren einer Spule die Gesamtspieldauer von einer Stunde.

F-111 bestellt

Das USA-Kriegsministerium hat der Firma General Dynamics den Auftrag über 1700 Jagdflugzeuge vom Typ F-111 (TFX) erteilt. Dieses Flugzeug ist für die Fliegerkräfte der Air Force und Navy vorgesehen. Zwei Strahltriebwerke ITF-10 A sollen mit Nachbrenner in Erdnähe 1,2 Mach und in großen Höhen über 2 Mach (bei Veränderung der Tragflächenpfeilung) ermöglichen. Auch Australien will seine Luftwaffe mit diesem Typ ausrüsten.

Schlacht der Millionäre

J.C. SCHWARZ

Im Hotel „Hoek Van Holland“ in Rotterdam klettert in einer Februarnacht des Jahres 1916 ein sonst sehr manierlicher englischer Staatsbürger namens Peeter, der früher Artist war und jetzt ein bekannter Reporter der „Sunday Evening“ ist, ein Abflußrohr der Regenrinne hinunter, natürlich auf der Hofseite des Hotels, und verschafft sich über den Balkon Eintritt in den prächtigen Klubraum des vornehmen Hotels. Hinter einer dicken Samtportiere am Fenster verbirgt er einen kleinen Gegenstand von der Größe einer Apfelsine, der aber schwarz gefärbt ist, und entfernt sich wieder auf demselben Weg, auf dem er gekommen ist, wobei er eine dünne Schnur hinter sich herzieht. Die Schnur, vom Abflußrohr der Regenrinne bedeckt, mündet über einen Fensterspalt unmerklich in seinem Zimmer.
Vierundzwanzig Stunden später will Peeter die schwarze Apfelsine samt Schnur wieder entfernen, da sie ihre Pflicht getan hat, aber er wird in der Bar des Hotels von einer reizenden Damenbekanntschaft aufgehalten. Sie hat rote Haare und läßt sich von ihm „Amy“ nennen. Sie ist ebenso charmant wie tief dékolletiert und scheint ihm zuzuschmelzen, was auch ihn schmelzen läßt. Ein seltsames exotisches Parfüm, das sie benutzt, gibt Peeters Widerstandskraft den Rest.
Aber als er morgens gegen drei Uhr in sein Zimmer wankt, merkt er, daß jemand vor ihm im Zimmer war. Der Dieb ist sehr geschickt vorgegangen. Es fehlt aber nur das Stenogramm, das Peeter gestern am Tage anfertigte, sowie Kopfhörer und Abhörleitung, so daß er es sich sparen kann, jetzt zu später Stunde noch hinauf ins Konferenzzimmer zu klettern.
Er fügt sich in das Unabwendbare. Am nächsten Morgen reist er ab. Niemand hält ihn auf. Er erreicht ungestört die Küste und läßt sich von einem amerikanischen Frachter, was damals noch möglich war, nach England mitnehmen. Aber im Hafen von Dover, wo er das Schiff verläßt, legt ihm ein freundlicher Herr in Zivil die Hand auf die Schulter.
„Sie sind doch Mister Peeter vom Sunday Evening?“ Er zeigt seine Marke, die ihn als Mitarbeiter von Scotland Yard ausweist. „Kommen Sie mit. Wir haben mit Ihnen zu reden.“
Drei Herren warten im Auto, die, nach ihren strengen Gesichtern zu urteilen, Pistolen in den Taschen haben. In zwei Stunden ist man in London.
„Darf ich fragen, was das Ganze bedeutet?“ fragt Peeter den intelligenten Polizeioffizier, der vor ihm sitzt.
„Ich will es Ihnen sagen. Ich habe den Auftrag von höchster Stelle, Ihnen mitzuteilen, daß Sie einen Prozeß wegen Landesverrat zu erwarten haben, wenn Sie irgend jemandem auch nur eine Andeutung darüber machen, was Sie in Rotterdam erfahren haben.“
Dabei klopft er auf den Stenoblock, der vor ihm auf dem Schreibtisch liegt, und Peeter sieht mit Entsetzen, daß es derselbe Stenoblock ist, der ihm im Hotel „Hoek Van Holland“ gestohlen wurde.
Wenige Tage später in der Villa des vielfachen Millionärs Sir Howard Douglas in Huntingdon. Sein Sohn Oberst Douglas vom Intelligence Service stellt ihm eine reizende junge Dame vor, die rote Haare hat, sich „Amy“ nennen läßt und in Wesen und Kleidung gleich charmant ist.
„Sie müssen uns helfen“, sagt der alte Sir Douglas zu ihr. „Wenn Sie uns helfen, zahle ich den höchsten Preis, der jemals in Ihrem Beruf erzielt wurde.“
„Ich bin neugierig, was das für ein Preis sein könnte.“ Sie ist furchtlos und weltgewandt, benimmt sich wie eine große Dame.
Sir Douglas fragt seinen Sohn:
„Haben Spione eigentlich ein Privatleben? Ein echtes, meine ich? Haben sie Zeit dazu?“
„Gut, daß du betonst: ein echtes. Im allgemeinen simulieren sie viel, sie haben sich aus Berufsgründen so ans Simulieren gewöhnt, daß sie ähnlich wie Schauspieler auch in ihrem privaten Leben Theater spielen und nicht mehr wissen, was echt ist und was gespielt.“
„Miss Amy, heraus mit der Sprache: Möchten Sie sich zur Ruhe setzen und ein privates Leben führen? Oder zieht es Sie immer wieder hinaus in die Gefahr?“
„Mit einem guten Freund würde ich mich zur Ruhe setzen“, sagt sie und lächelt vieldeutig.
„Den haben Sie bereits, nämlich mich. Jetzt fehlt nur noch der Landsitz in Schottland. Den sollen Sie bekommen, wenn Sie uns helfen, unsere Pläne erfolgreich durchzuführen. Wir brauchen etwas Besonderes für unseren Admiral, der endlich die Flotte wirksam einsetzen will. Sie sind intelligent, erfahren, sprachbegabt, unwiderstehlich.“
„Danke.“
„Besorgen Sie uns den Geheimcode der deutschen Flotte. Das wird dem Admiral mehr Sicherheit für seine Operationen geben, weil er immer wissen wird, was sein Gegner tut.“



Sie denkt einen Augenblick lang nach, dabei sieht sie den Sohn des Alten an, den Intelligence-Oberst.
„Gibt es in einem neutralen Land einen deutschen Konsul", fragt sie, „der diesen Code haben könnte?"
„Der deutsche Konsul in Kopenhagen muß ihn haben. Wir haben seit langem den Eindruck, daß Mister Schröder in Kopenhagen einen illegalen Sender unterhält. Die dänische Regierung hat bis heute die Durchsuchung des Konsulats abgelehnt."
Kurze Pause.
„Ich brauche die Namen einer adligen deutschen Familie aus Deutsch-Ost-Afrika", sagt sie.

■

Die junge, bildschöne, leider rothaarige (er hat etwas gegen Rothaarige) Baroness Vera von Weissenfels aus Deutsch-Ostafrika, von dänischen Fischern total erschöpft aus dem Wasser gefischt, wird von Konsul Schröder in Kopenhagen persönlich eingekleidet, denn die Ärmste hat natürlich bei ihrer abenteuerlichen Flucht aus dem englischen Internierungslager nur ihr Leben retten können. Daß sie unter der väterlichen Fürsorge Schröders um einige Grade eleganter wieder aufersteht als ihr langweiliges Double in Deutsch-Ostafrika, das kann niemanden wundern, der etwas genauer über diese Geschichte Bescheid weiß. Aber wer in Kopenhagen weiß schon etwas genauer über diese Geschichte Bescheid?
Schröder hat das nachprüfen lassen, es hat seine Richtigkeit, die Baroness ist echt. Man merkt das übrigens sofort, wenn man sich mit ihr unterhält und wenn man beobachtet, mit welcher fürstlichen Überlegenheit und Nonchalance sie sich in Kopenhagens Nachtlokalen bewegt. Zusammen mit Schröder natürlich. Die teure Gattin hat Schröder vorsichtshalber nach Berlin geschickt, zu ihren Eltern, die Sehnsucht nach ihrer rechtschaffenen und etwas fülligen Tochter hatten.
Schröder war immer der Meinung, daß er ein schöner Mann ist. Es wurde ihm aber noch nie gesagt. Endlich widerfährt ihm Gerechtigkeit. „Achtundvierzig Jahre mußte ich alt werden, um dich kennenzulernen", sagt er entzückt zur Baroness von Weissenfels. Übrigens erzählt sie rührend drollige Geschichten von ihren afrikanischen Hausangestellten, die ihr natürlich aus der Hand aßen. Was auch Konsul Schröder in kurzer Zeit lernt.
Endlich ist es soweit; sie geht eines Nachts, nach dem Besuch in einer Bar, mit ihm in seine Wohnung hinauf. Sie können einander nicht widerstehen, sie haben sich gefunden. Schröder wird wieder jung. Er schaukelt etwas, aber er gibt trotzdem energische Anweisungen. „Diese Dame", sagt er zum Portier, „hat in meinem Haus freien Ein- und Ausgang, verstanden? Es ist eine deutsche Baroness, wollen Sie sich das bitte merken."
Zärtlich führt er die Baroness die Treppe hinauf in seine Privaträume. Die übliche Zwei-Personen-Party verliebter Leute von Geld und

Welt. Man geht weit, doch nicht bis zum Äußersten. Das Äußerste hebt man sich für den Schluß auf.
Mit dem starken Kaffee, den die Baroness haben wollte, kommt Schröder unsicheren Schrittes aus der Küche, aber er kämpft sich durch. Sein Weinglas ist noch halb voll. Er trinkt es leer mit einem Zug, wie es sich für einen im Trinken trainierten deutschen Mann gehört, und fällt zehn Sekunden später für acht Stunden in einen tiefen, gesunden Schlaf.
Es ist ein Sonntag. Um zehn Uhr morgens kommt er wieder zu sich, reibt sich die Augen. Die Baroness ist inzwischen nach Hause gegangen. Wie peinlich! Konntest du nicht auf mich warten, Verachen? brummt er vor sich hin. Er telefoniert mit dem Hotel, in dem er sie in einem Zimmer untergebracht hat. Leider, bedaure. die Baroness ist heute nacht nicht nach Hause gekommen.
Um Gottes willen, es ist ihr etwas zugestoßen. Er beginnt mit sämtlichen Polizeistationen Kopenhagens zu telefonieren und zu fragen, ob sich in ihrem Bereich irgendein Zwischenfall mit einer deutschen Baroness namens Vera von Weissenfels ereignet hat.
Niemand hat die Baroness gesehen. Niemand weiß, wo sie geblieben ist. Sie ist verschwunden. Von Gangstern verschleppt. Ermordet und in eins der trüben Kanälchen Kopenhagens geworfen. So stellt Schröder sich das vor. Er ist völlig verzweifelt, und erst am Montag, als die Baroness nicht wieder auftaucht, kommt ihm der Gedanke, daß die Baroness vielleicht noch etwas anderes von ihm gewollt hat als Liebe. Er stürzt zum Schreibtisch: Gott sei Dank, der Codeschlüssel ist noch da. Nur kommt es dem Konsul vor, als ob dieser nicht ganz so abgezirkelt daliegt, wie er, Schröder, ihn immer hinlegt. Was nun? Sollte die Baroness von Weissenfels eine Agentin des Feindes gewesen sein? Ist es möglich, daß dieses zarte, aristokratische Geschöpf ein doppeltes Spiel mit ihm trieb?
Er kann die Sache nicht einmal melden. Die Kollegen würden ihn nicht wenig auslachen, daß er auf die schöne Vera von Weissenfels 'reingefallen ist. Außerdem würde es einen Skandal geben, wenn seine Frau von seinem Privatleben erfährt. Wahrscheinlich würde man ihn abberufen und als Frontoffizier in die Schützengräben von Flandern schicken. Nein, daraus wird nichts. Die Parole für den Untertan lautet: Maul halten! Er wird weiter den Krieg von Kopenhagen aus beobachten, als verdienstvoller Konsul Seiner Majestät.

■ ■

Auch auf der deutschen Seite gibt es in der gleichen Zeit einen Multimillionär, den Geheimrat Hugo von Zitzewitz, Hauptaktionär der Blohm- und Voss-Werft in Hamburg, der ein merkwürdiges Interesse am Auslaufen der deutschen Flotte zeigt und auf eine Seeschlacht mit der englischen hinarbeitet. Die Notwendigkeit liegt auf der Hand. Die Blockade muß gebrochen und eine Entscheidung auf See erzwungen werden, damit die Kriegsbegeisterung wieder auflebt. Und in Übereinstimmung mit diesen strategischen Gesichtspunkten hat Herr. von Zitzewitz gewisse persönliche Interessen. Seit Wochen wird dem deutschen Kanzler Bethmann Hollweg von seinen Wirtschaftsberatern dringend nahegelegt, die deutsche Flotte auslaufen zu lassen, damit zu Wasser geschieht, was zu Lande stillsteht, und damit die deutschen Wertpapiere in New York, die eine Tendenz nach unten zeigen, wieder nach oben zu steigen beginnen. Bethmann Hollweg ist endlich überzeugt und überzeugt den deutschen Kaiser. Admiral Scheer. der an die Spitze der deutschen Hochseeflotte tritt, will auf dieser Ausfahrt der Flotte das Schlachtschiff „Seydlitz" mitnehmen, das noch in Hamburg auf der Werft von Blohm und Voss liegt.
Zitzewitz ruft den leitenden Ingenieur der Werft zu sich. Er hat im Verwaltungsgebäude von Blohm und Voss ein prachtvolles Büro.
„Wann wird die ‚Seydlitz' fertig?"
„In acht Tagen, Exzellenz."
„Wenn Sie es in vier Tagen schaffen, kriegen Sie von mir zweitausend Mark extra."
„Es wird sehr schwierig sein, Exzellenz."
„Zweitausend Mark sind auch schwierig."
„Ich will es versuchen."
„Aber nicht auf Kosten der Seetüchtigkeit des Schiffes. Admiral Scheer ist bereit, auszufahren, aber mit einem Schlachtschiff, nicht mit einer Kaffeemühle. Was gedenken Sie, zu tun?"

Illustrationen: Karl Fischer



„Ich werde die Belegschaft, die an der ‚Seydlitz‘ arbeitet, verdoppeln.“

„Wenn Sie Schwierigkeiten mit dem Material haben, kommen Sie zu mir. Geld spielt keine Rolle. Ist alles klar?“

„Jawohl, Exzellenz.“

„Dann 'ran an die Arbeit!“

Am 30. Mai 1916 liefen gleichzeitig beide Flotten aus, die englische und die deutsche, und fuhren, wie von geheimen Fäden gezogen, aufeinander zu.

■ ■ ■

Im Foreign Office hat der Intelligence Service eine modern eingerichtete Radio-Station, in deren Empfangs- und Senderaum sich am 31. Mai Oberst Douglas, sein Vater Sir Howard Douglas und die „rote Amy“ aufhalten. Oberst Douglas hat eine große Seekarte ausgebreitet. Sie lauschen dem telegrafischen Durcheinander der Seeschlacht im Skagerrak. Manchmal pocht Oberst Douglas auf bestimmte Stellen der Seekarte, um zu zeigen, wo sich zur Zeit die miteinander ringenden Flotteneinheiten befinden. Sir Howard scheint sich mehr für die Technik der Station als für die Seeschlacht zu interessieren. Er will wissen, ob sein Sohn und die rote Amy die Sendestation bedienen können und ob Funkrufe von hier aus die kämpfende Flotte erreichen würde. Er stellt sich naiv. Er staunt, wie schnell sie die englischen Nachrichten entschlüsseln, und fragt, ob sie ebenso mühelos verschlüsselte Nachrichten senden können, was sie bejahen. Der Oberst zeigt auf eine bestimmte Stelle südöstlich der Seeschlacht.

„Diese Gewässer sind von den Deutschen vermint.“

„Interessant. Wie ist das eigentlich: Können sie selbst durchfahren?“

„Sie selbst ja, weil auf ihrer Karte die Minen eingezeichnet sind. Es gibt in solchen Minenfeldern immer einen Korridor, den der Gegner aber nicht kennt. Wir haben nicht ihre Seekarte



und können ihnen daher nicht folgen, wenn sie sich in dieser Richtung zurückziehen."

„Interessant. Zu meiner Zeit gab es so etwas nicht."

Aus den Nachrichten geht hervor, daß die Lage der englischen Flotte immer noch schwankt. Die Engländer haben zwar mehr Schiffe, aber die Deutschen verfügen über modernere Geschütze mit größerer Reichweite und Durchschlagskraft.

„Das paßt mir gar nicht", sagt der Alte zu seinem Sohn. „Kannst du Whisky und etwas Soda besorgen und drei Gläser dazu?"

„Es dauert aber eine Weile", sagt der Oberst. „Wir liegen hier etwas abseits."

„Macht nichts, du hast doch den Wagen unten. Beeil dich. Inzwischen unterhält mich hier deine hübsche Stellvertreterin."

Der Oberst hat kaum den Raum verlassen, da wendet sich Sir Howard erregt an die rote Amy. „Hören Sie, Sie müssen uns helfen. Es geht nicht nur um mich. Wir können einen klaren Sieg nicht gebrauchen. Es wäre ein Pyrrhussieg! Sie müssen sofort an die englische Flotte einen Spruch durchgeben. Und zwar folgendermaßen: ‚Deutsche Flotte geht SSO zurück.' Natürlich wie üblich verschlüsselt."

Die rote Amy sieht nachdenklich ihren Freund an.

„Das ist Landesverrat", sagt sie ernst. Sie ist an manches gewöhnt, aber das ist selbst für sie ein bißchen stark.

Er winkt ab. „Tapferkeit ohne Überlegung ist Dummheit. Für mich gibt es keinen Landesverrat. Denken Sie an unsere Vereinbarung. Dieser Funkspruch ist absolut erforderlich. Er gehört zur erfolgreichen Durchführung unserer Pläne."

Zögernd gibt sie den Spruch durch. Beide wissen nicht, daß die englische Flotte in der Dunkelheit bereits den Kontakt mit den Deutschen verloren hat.

■ ■ ■ ■

Fünfzehn Jahre später hat die ehrsame Miss Amy Humphrey auf ihrem Landsitz bei Aberdeen in Schottland, wenige Tage nach der Beisetzung der sterblichen Überreste ihres Freundes Sir Howard Douglas, einen seltsamen Besuch.

„Mein Name ist Peeter", sagt der nicht mehr junge Mann. „Ich bin Journalist und habe herausgefunden, daß Sie eigentlich über die Seeschlacht im Skagerrak mehr wissen müßten als andere. Ich will ein Buch schreiben über diese Epoche und suche Unterlagen."

Um Gottes willen, denkt sie, er ist von Scotland Yard, sie wollen mir den Prozeß machen. „Bedaure, mein Herr, ich weiß darüber nur, was alle wissen."

„Haben Sie keine Angst, ich bin kein Detektiv. Die Sache ist ja außerdem verjährt. Ich war nämlich damals dabei, als Sir Howard Douglas, der deutsche Geheimrat von Zitzewitz und ein mir unbekannter Amerikaner vor fünfzehn Jahren in Rotterdam eine geheime Konferenz abhielten."

Die rote Amy, die bereits grauhaarig zu werden beginnt, wird neugierig, sie erinnert sich an die Andeutungen, die Sir Howard seinerzeit über irgendwelche geheimnisvollen Pläne machte. Sie hat aber nie nachgeforscht, sie bekam damals ihren Landsitz und wollte von all den trüben Dingen der Vergangenheit nichts mehr wissen.

„Sie sind sicher Kommunist", sagt sie, um Peeter zu weiteren Mitteilungen zu provozieren. „Die Kommunisten erzählen solche Geschichten. Warum haben Sie bis heute geschwiegen, wenn Sie so etwas wissen?"

„Es war mir verboten, darüber zu sprechen oder zu schreiben. Man drohte mir, wenn ich nicht schweige, mit einem Prozeß wegen Landesverrat. Aber nun ist einer der Hauptbeteiligten tot, und ich kann darüber sprechen. Die Herren beschlossen damals in Rotterdam, im Hotel ‚Hoek Van Holland', diese Seeschlacht, die sowieso kommen mußte, zu ihrem persönlichen Vorteil auszunutzen. Die Überlegenheit der englischen Flotte durfte nicht entfaltet werden. Um Verwirrung zu schaffen, kam ein irritierender Funkspruch von einem angeblichen Rückzug der Deutschen, der die englische Flotte von einer Fortsetzung des Kampfes abhielt."

„Unmöglich", schreit Miss Humprey und wird bleich. „Wer soll denn diesen irritierenden Funkspruch gesendet haben?"

„Das wird nie geklärt werden. Er kann vom deutschen Geheimdienst stammen, er kann aber auch vom englischen Geheimdienst stammen. Es konnte jedenfalls nach der Schlacht ein amtliches Bulletin herausgegeben werden, das unklar formuliert war und eine englische Niederlage vermuten ließ, was einen Kurssturz der englischen Papiere an den Börsen in London und New York nach sich zog. Wußten Sie das nicht als Freundin von Sir Douglas? Die Herren Douglas, Zitzewitz und der Amerikaner ließen durch ihre Börsenvertretungen sämtliche englischen Papiere zu niedrigstem Kurs aufkaufen. Wenige Tage später folgte dem ersten Bulletin ein zweites, das die Niederlage widerrief und die Schlacht im Skagerrak als englischen Sieg darstellte. Es war in der Tat so wenig eine klare Niederlage wie ein klarer Sieg. Die englischen Werte stiegen sofort wieder auf ihre alte Höhe und noch darüber hinaus. Mit diesem Manöver verdienten die drei Herren zusammen in weniger als einer Woche rund 55 Millionen Pfund Sterling. Auf Sir Douglas entfiel ein Beuteanteil von mindestens zwanzig Millionen Pfund. Die 8600 deutschen und englischen Toten der Schlacht im Skagerrak, die Tausenden von Schwerverwundeten interessierten weniger. Haben Sie das alles wirklich nicht gewußt?"

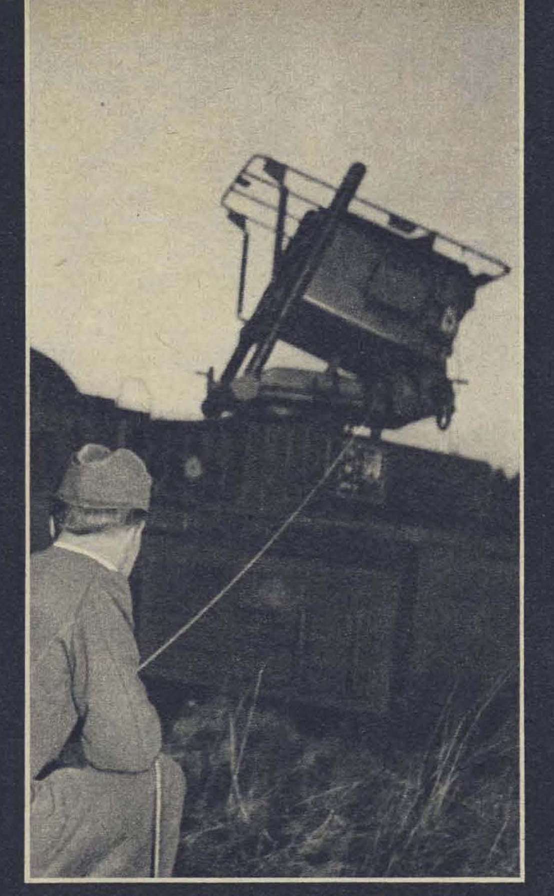
„Sie sind Kommunist", flüstert Amy unter Tränen. Sie hat das alles wirklich nicht gewußt. Ob aber ein gewisser Lord Churchill, der 1916 ziviler Lord der britischen Admiralität war, es auch nicht gewußt hat, läßt sich nicht sagen. Zumindest wußte er diese blutige Börsenmanipulation zur bequemen Erledigung gewisser englischer Staatsverbindlichkeiten zu nutzen.



Zweiunddreißig dicke Brocken vom Kaliber 132 mm wollen in den Rohren (bei anderen Typen sind es Rahmen) des Werfers erst einmal verstaut sein. Gewichtheben ist auch hier Sport der Kanoniere.

AR-Korrespondent Major JIŘI BLECHA, Prag

Feuer aus 32 Rohren ▶



Das Ziel ist angerichtet. Nur noch das Feuerkommando, dann jagen die Geschosse heulend durch die Luft.

„Auf Infanterie . . ., Abschnitt 101 . . ., Salve – Feuer!"

Das Kommando ist kaum verhallt, da bricht ein wahrer Hexensabbat los. Dröhnend, heulend und jaulend fahren serienweise Feuerschlangen zum nächtlichen Himmel. Gleich darauf wird die Luft vom Bersten und Krachen der einschlagenden Geschosse erschüttert. Nebeneinander detonierend, wühlen sie das Zielgebiet gleich hektarweise um.

Die 32-Rohre-Werfer sprechen ihr Wort. Sie sind Nachfahren jener legendären „klassischen Katjuschas", die bereits in den Ruhestand getreten sind. Dieses neue, vervollkommnete Werfersystem, das in der ČSSR entwickelt wurde, ruht auf dem geländegängigen LKW „Praga" V3S. Denn von modernen Geschoßwerfern wird höchste Beweglichkeit gefordert. Bereits geladen, können sie in die Stellung einfahren, überraschend das Feuer eröffnen und sie – wenn erforderlich – sofort wieder wechseln. Außerdem vermögen sie, auf kleinem Raum ein unerhört dichtes Feuer zu konzentrieren.

Wollte man mit der herkömmlichen Rohrartillerie die gleiche Wirkung erzielen wie mit nur einem Geschoßwerfer, so müßte man einige Geschütze einsetzen. Man würde für die Vorbereitungen bedeutend mehr Zeit brauchen, mehr Soldaten, mehr Transportmittel. Auf eine Kanonenhaubitze mit dem Kaliber 122 mm umgesetzt,

sieht das folgendermaßen aus: Für 1 ha Zielfläche sind 20 Granaten nötig. Ein Werfer braucht dazu nur etwa 5–6 Geschosse. Somit bestreicht ein 32-Rohre-Werfer rund 6,5 ha. Eine Batterie (vier Werfer) deckt demnach 26 ha ein.

Nun treffen Artilleriegranaten im Prinzip allerdings genauer als ungelenkte Raketengeschosse. Deren wahrscheinliche Abweichung kann zwei Prozent der Reichweite betragen. Die Reichweite dieses Typs beträgt 8000 m, die Streuung etwa 160 m. Doch dieser scheinbare Nachteil verwandelt sich beim Salvenwerfer in einen Vorteil. Seine Geschosse werden auf einen gemeinsamen Zielpunkt abgefeuert. Infolge der natürlichen Streuung ergibt sich die Flächenwirkung. Da die Geschosse drallstabilisiert sind, wird die Streuung in den erforderlichen Grenzen gehalten.

Selbstverständlich werden Geschoßwerfer die klassische Rohrartillerie nicht verdrängen. Auch diese besitzt ihre Vorzüge, vor allem bei der Vernichtung von Punktzielen, wo es unwirtschaftlich wäre, konzentriertes Feuer aus vielen Rohren zu eröffnen. Doch wo es Flächenziele zu bekämpfen gilt, dort sind die Männer mit den schnellen Werfern in ihrem Element. Und es bleibt dem über die Zielfläche angreifenden Gegner kaum noch Zeit für ein Stoßgebet, wenn das Kommando ertönt:

„Auf Infanterie ..., Abschnitt ..., Salve – Feuer!"



Die Werte müssen natürlich stimmen, wenn die Salve im Ziel liegen soll. Soldat Karas ist jedoch schon ein „alter Hase" am Richtkreis.





VORFASCHINGSGEFLÜSTER: „Da Eddi mir erlaubt hat, solo zu gehen, hab' ich mir auch 'ne Kleinigkeit mehr angezogen."

Zeichnung: Kurt Klamann

„Erfahrungen" vor der Ehe?

Wem zu wol ist, der neme eyn weib



Ohn weib ist keyn freud gantz



Denn „ein Mann, der hartnäckig allein bleibt, macht sich zu einer dauernden öffentlichen Versuchung". Sagte Oscar Wilde, und gab auf seine Weise einen Kommentar zu der oben zitierten alten deutschen Spruchweisheit, der im Verlauf unseres Disputs noch mehrere folgen werden.
Vor die Ehe aber haben die Dichter und Denker das gegenseitige Kennenlernen gesetzt. (Siehe Schiller: „Drum prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet.") Und so schließt man unbekümmert Bekanntschaften, flirtet, verliebt und entliebt sich – kurzum: wählt, mißt, sucht, vergleicht und prüft. Das Ganze nennt sich dann Erfahrung-Sammeln, Erfahrungen mit und ohne Gänsefüßchen. Da jedoch ohnehin jeder weiß, was sich hinter den in Anführungsstrichelchen gesetzten Erfahrungen verbirgt, seien sie ruhig bei ihrem sexuellen Namen genannt.
Außerdem sei genannt, was mir 100 Soldaten mit Ehering (und dazugehörigem Eheweib) unter dem Siegel der Anonymität verrieten: 69 gestanden freimütig ein, daß sie nicht ganz ohne Erfahrungen in der Liebeskunst waren, als sie zum Standesamt gingen. 27 verneinten die Frage, und vier Genossen hüllten sich in Schweigen. Warum eigentlich? Diskretion war so und so zugesagt und ist natürlich Ehrensache!
Bestimmt stellt sich auch Unterfeldwebel Walter Reichenberg nicht dagegen, wenngleich er meint, daß die hier berührte Frage „nicht in ein öffentliches, jedermann zugängliches Publikationsorgan gehört. Denn erstens", glaubt er, „daß zunächst einmal jeder für sich damit fertig werden muß, und zweitens, daß – wenn schon darüber gesprochen wird – dies individuell und nicht vor einem breiten Forum geschehen sollte."
Was das betrifft, kann ich mit einer geradezu klassischen Antwort dienen. Von einem Mann, der zwar kein Leser des Soldatenmagazins sein konnte, aber gewiß sein Freund gewesen wäre: Friedrich Engels. Er forderte bereits vor fünfundsiebzig Jahren: „Es wird nachgerade Zeit, daß wenigstens die deutschen Arbeiter sich gewöhnen, von Dingen, die sie täglich und nächtlich selbst treiben, von natürlichen, unentbehrlichen und äußerst vergnüglichen Dingen ebenso unbefangen zu sprechen wie die romanischen Völker, wie Homer und Plato, wie Horaz und Juvenal, wie das Alte Testament und die ‚Neue Rheinische Zeitung'."
Ich meine, wir tun nur gut daran, wenn wir uns diese Worte zu Herzen nehmen und von ganz natürlichen Dingen mit der gleichen Natürlichkeit reden, die ihnen innewohnt.
Sie gewissenhaft sezierend, zerlegt Offiziersschüler I. H. unsere Frage in „ein biologisches

Weiber machen männer



Für und ein moralisches Wider". Und während Unterfeldwebel Gerd Müller ihr mit dem Bemerken ausweicht, er sei in diesen Dingen nicht „firm", ringt sich Flieger Gerhard Berger auch moralisch zu einem Für durch. Nicht so Kanonier Richard Grundt. Erhebliche Zweifel äußert auch Obermaat Hartmut Kreuzmann, wenn er „Erfahrungen auf sexuellem Gebiet nicht für notwendig" erachtet. Jutta Eilenberger ist gleichfalls dagegen und würde sich „von einem solchen Mann abwenden". Renate S. entgegnet: „Es muß durchaus nicht erst in der Hochzeitsnacht zur Vereinigung kommen. Aber wenn zwei Menschen schon in intime Beziehungen treten, dann nur unter der Voraussetzung, daß sie auch zusammenbleiben. Mag kommen, was will."

Sofern ich Renate recht verstehe, meint sie damit, daß der oder die „Erste" auf jeden Fall auch der spätere Ehepartner sein müsse. Wir wollen hier kein Ehelexikon wälzen. Eins aber müssen wir wohl: Uns — ohne Unter- oder Überschätzung der Dinge — darüber klarwerden, inwieweit neben anderen Faktoren auch die geschlechtliche Liebe auf das eheliche Zusammenleben wirkt.

Theilt sich das Bett/ so trennen sich die hertzen



„Im allgemeinen", erklärt Dr. Kurt-Hans Berow, „ist ein harmonisches und gesundes Eheleben ohne gegenseitige Hingabe und körperliche Vereinigung nicht möglich. Die geschlechtlichen Beziehungen zwischen Mann und Frau bilden ein wesentliches Moment, eine sich immer wieder von neuem auftuende Quelle menschlichen Glücks. Nicht nur wegen ihrer angenehmen ‚Begleiterscheinungen', sondern schließlich auch deswegen, weil ihnen neues Leben entspringt — der Mensch, das Kind also. Das aber bedingt ein tiefes, gegenseitiges sexuelles Verstehen, verbunden mit gegenseitiger Rücksichtnahme, Taktgefühl, der Achtung des Partners, das Eingehen auf den anderen und das Abstimmen auf sein Wesen und seine Bedürfnisse."

Daran aber hapert es in nicht wenigen, nach außen hin sogar gutgehenden Ehen — oft sicherlich mangels sexueller Aufklärung, aber mitunter auch wegen des grundverschiedenen Naturells der Partner, Oberrichter Wolfhilde Dierl sagt dazu: „In den geschlechtlichen Beziehungen müssen die Temperamente sich einander anpassen. Oft hören wir in Eheverfahren: ‚Meine Frau ist so kalt, wir passen im Temperament nicht zusammen', oder: ‚Mein Mann denkt nur an sich und ist oft maßlos und rücksichtslos in seinen Forderungen'. Häufig geht die Leidenschaft mit einem Partner durch. Er achtet nicht die Empfindungen des anderen, wartet nicht auf ihn, berauscht sich nur an seiner Lust und ist erstaunt, wenn der andere unbefriedigt bleibt, unlustig und gereizt, verbittert oder gar gehässig wird und zur Abwehr oder auch zur stillen Duldung kommt."

60 Prozent aller verheirateten Frauen in Europa und Amerika fühlen sich, nach einer Großumfrage der UNESCO, enttäuscht, entmutigt, unzufrieden und unglücklich. Wie viele, weil das eheliche Liebesleben gestört ist und sie ohne Erfüllung bleiben?

Lieb läßt sich nur mit gegenlieb bezahln



„Also doch sexuelle Erfahrungen vor der Ehe?", fragt Kanonier Horst Kühn.

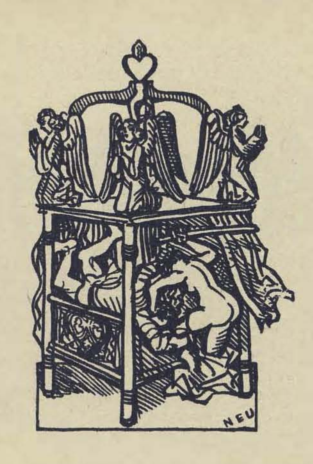
Chamfort, der französische Moralist, schrieb einmal: „Es ist hübsch, daß in mehreren Sprachen, bei Völkern, deren Sitten sehr einfach sind und der Natur am nächsten kommen, eine Frau erkennen bei ihr schlafen heißt, als ob man sie sonst nicht kennte."

Es steckt nicht nur ein Schuß Pikanterie darinnen, nein, auch ein (ziemlich großes) Körnchen Wahrheit. Helga O. kann das bezeugen. Sie erzählt, daß sie sich mit ihrem „ersten Freund sexuell absolut nicht verstand und deshalb davon Abstand nahm, ihn zu heiraten".

„Nicht immer muß der Liebespartner zugleich auch der Lebenspartner werden", bemerkt Major Günter Jähning. „Es kann ein kurzes oder längeres Erlebnis sauberer menschlicher Beziehungen auf der Suche nach dem Lebenspartner sein."

In diesem Sinne, meine ich, sollte vorehelicher Geschlechtsverkehr auch moralisch vertretbar sein. „Die Wissenschaft hat festgestellt", erklärt Diplom-Psychologe Günther Kruse, „daß der junge Mensch heute zwei bis drei Jahre früher geschlechtsreif und damit früher zeugungsfähig wird als dies vor 20 oder 30 Jahren der Fall war. Demgegenüber steht — in vielen Fällen, jeden-

Es iſt nit alles ſpuk/ was in euer tochter kammer gehet



falls – ein Nachhinken, eine relative Verspätung der seelisch-geistigen wie der gesellschaftlichen Reife überhaupt. Der junge, geschlechtsreife Mensch ist auch durch die erhöhten Anforderungen an seine berufliche Qualifikation wesentlich später in der Lage, an die Gründung einer Familie zu denken und diese zu verantworten.“ Er steht also in dem Zwiespalt zwischen einem biologischen „Können“ und, meines Erachtens überholten, moralischen „Noch-nicht-dürfen“. Sicher hat Professor Dr. Neubert völlig recht, wenn er jungen Leuten rät, „mit der Eheschließung wenigstens bis zum zwanzigsten (für die Mädchen) oder zweiundzwanzigsten Lebensjahr (für die Jungen) zu warten.“

Greiff zu/ eh dir die händ gebunden werden



Aber bis dahin . . .?

„. . . sollte man sich zurückhalten“, fordert Wachtmeister Ernst Reisnick, assistiert von Funker Rudi Stange sowie Kapitänleutnant Johann Schreiber.

„Auf keinen Fall“, wirft Unteroffizier Dieter Bröse ein. „Ich bin nur einmal jung, da will ich meine Jugend auch genießen.“ Gefreiter Siegfried M. spricht noch deutlicher aus, was gemeint ist: „Erstmal austoben, dann heiraten!“

Der Mensch ist doch kein Genußmittel – weder das junge Mädchen noch der junge Mann. Reine Triebhaftigkeit sollte doch wirklich keinen Platz mehr haben unter gesitteten, sich ihrer selbst bewußten und menschlich empfindenden Menschen; Geschlechtsgenuß ohne innere Zuneigung und ohne einen Funken Verantwortung ist des denkenden Menschen unwürdig, beschmutzt und entwürdigt ihn.

Und so faßt Professor Dr. Hans Nathan, Institutsdirektor an der Berliner Humboldt-Universität, zusammen: „Die geschlechtliche Vereinigung als die innigste und intimste Beziehung zwischen zwei Menschen wird zwar durch biologische Vorgänge bedingt, aber dieses gemeinsame Erlebnis setzt voraus und erzeugt zugleich auch geistige Werte sublimster Natur: tiefe Zuneigung, Liebe, Verantwortungsgefühl füreinander. Und deshalb verletzt seine Menschenwürde – und die des anderen –, wer an dieses Erlebnis leichtfertig, oberflächlich oder gar zynisch herangeht, wer es *nur* als Befriedigung eines körperlichen Bedürfnisses betrachtet, wer nur ‚Erfahrungen‘ sammeln möchte, wer seinen Partner wechselt wie ein schmutziges Hemd. Die geschlechtliche Liebe muß sauber, d. h. immer auch eine wirkliche Liebesbeziehung sein; nur dann ist sie nicht unmoralisch. Ich bin also für die ‚Ehe vor der Ehe‘ – mit einem gewichtigen Vorbehalt: Unter keinen Umständen soll der voreheliche Geschlechtsverkehr zu einer Schwangerschaft führen. Nicht etwa, weil wir das außerehelich geborene Kind als einen Makel für Mutter und Kind auffassen, sondern weil sich das Kind fast immer als ein schweres Hemmnis für die geistige und berufliche Entwicklung der Eltern, vor allem der Mutter, erweist und weil es zu voreiligen, ungenügend durchdachten Eheschließungen führt, die oft genug allen Beteiligten kein Glück bringen. Deshalb ist es eine krasse Unverantwortlichkeit beider Teile, wenn sie auf die Anwendung empfängnisverhütender Mittel verzichten. Über solche Mittel sollte jeder Arzt informieren. Alles in allem: Wenn es in der richtigen Gemütsverfassung und mit den notwendigen Vorkehrungen geschieht, dann brauchen sich auch unverheiratete junge Menschen kein schlechtes Gewissen daraus machen, wenn sie miteinander schlafen wollen.“

Dem sei nur eins hinzugesetzt: Die Freuden, die man übertreibt, verwandeln sich in Schmerzen. Denn, so sagt eine alte Spruchweisheit:

Es weibt ſich einer ebenſo bald den hals ab/ als er ihn abſauffe



Ihr

Karl Heinz Freitag

Feldpostnummer 724/739

Im Juli 1941 ging, wie Hunderttausende seiner sowjetischen Genossen, auch der deutsche Jungkommunist Gustav Schütz an die Front, um das sozialistische Vaterland der Werktätigen gegen die faschistischen Okkupanten zu verteidigen. Er war Leutnant der Sowjetarmee – Artillerist. Seit Dezember 1941 gilt er als vermißt.

Seine letzte Anschrift lautete: Feldpostamt 724/739. Artillerieregiment (Haubitzen), 4. Batterie.

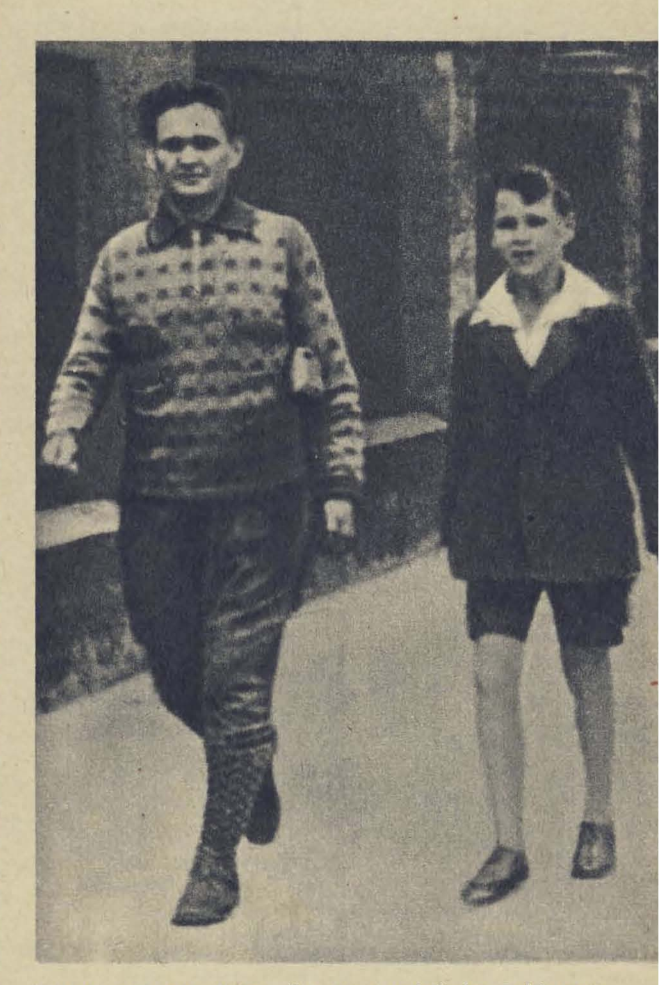
Die näheren Umstände des Geschehens jener Tage sind jedoch noch in Dunkel gehüllt. „Armee-Rundschau" wird versuchen, mit Unterstützung durch die sowjetischen Bruderredaktionen, den Verbleib des Leutnants Gustav Schütz zu erforschen, und wird über die Ergebnisse dieser Arbeit berichten.

Doch auch unsere deutschen Leser bitten wir um ihre Mithilfe und fragen:

- Wer kennt Gustav Schütz?
- Wer lebte mit ihm in dem Internationalen Kinderheim Iwanowo-Wosnessensk?
- Wer besuchte wie er von 1936 bis 1939 die Moskauer Militärschule oder von 1939–1941 die 3. Leningrader Artillerieschule?
- Welcher deutsche Antifaschist diente ebenfalls im 739. Artillerieregiment?
- Wer kam mit Gustav Schütz an der Front zusammen oder hat damals von ihm gehört?

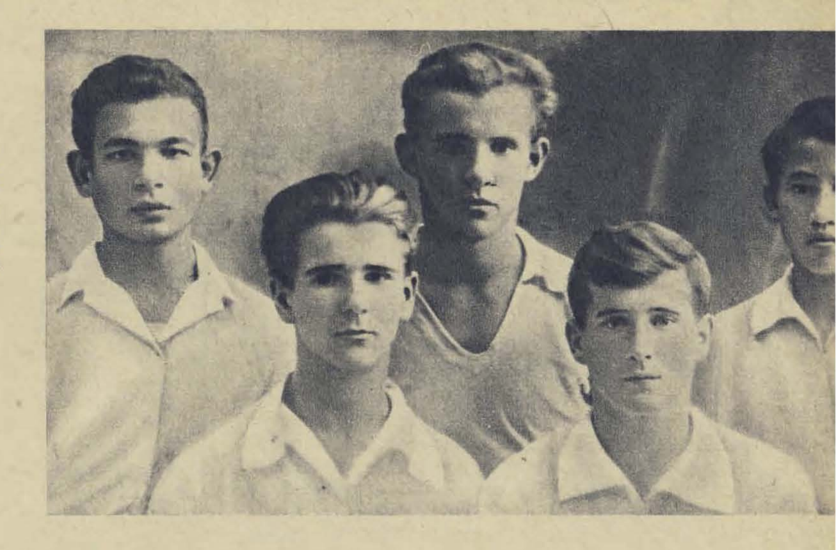
Bitte schreiben Sie an die Redaktion „Armee-Rundschau", 1018 Berlin, Postfach 7986, Telefon: 53 07 61.

Im folgenden berichten wir für Sie über interessante Einzelheiten aus dem Leben des jungen Kommunisten Gustav Schütz, die uns seine Mutter erzählte.



Gustav und sein Vater, der kommunistische Reichstagsabgeordnete Walter Schütz, waren gute Kameraden. Leider existiert nur noch dieses Foto, das beide gemeinsam zeigt.

Im Internationalen Kinderheim Iwanowo-Wosnessensk lebte Gustav Schütz (vorn links) zwei Jahre mit Arbeiterkindern aus den verschiedensten Ländern Europas, Asiens und Afrikas zusammen.



Königsberg, im März 1932. Wenige Tage vor der Wahl des Reichspräsidenten.
Durchdringend schrillt eine Schulklingel. Sekunden später stürmen fröhliche Kinder aus den Klassenzimmern, tollen juchzend und schreiend quer über den Hof.
Unerhört, dieser Lärm! erbost sich ein hagerer Studienrat, der steifbeinig die Treppe herabgestelzt kommt. Werde gleich preußische Ordnung da unten reinbringen! Na, laßt erst mal den Führer zur Macht kommen, dann räume ich diesen ganzen Saustall hier auf!

„Ruhe! Im Kreis aufstellen! Ohne Tritt marsch!" schreit er, noch von der Tür aus, – und vergißt, den Mund wieder zu schließen. Zweimal, dreimal schaut er ungläubig auf die Hofmauer. Er traut seinen Augen nicht. Schön säuberlich, von einer Kinderhand gemalt, springt ihm eine Losung ins Gesicht:
WER DEM VERRÜCKTEN HITLER GLAUBT,
DEM HAT MAN DEN VERSTAND GERAUBT!
Mit hochrotem Kopf, entgegen seiner Gewohnheit fast rennend, keucht der empörte Studienrat zum Schuldirektor. Da muß man doch sofort eine hochnotpeinliche Untersuchung anstrengen, um den Missetäter zu fassen.
Der mustert inzwischen kritisch, wenn auch unauffällig sein Werk. Hätte noch ein wenig größer sein können, die Schrift. Und der elfjährige Gustav Schütz beschließt, das beim nächsten Mal zu berücksichtigen.

Im Lehrerzimmer geht es hoch her. Durchaus nicht alle Lehrer sind mit einer strengen Untersuchung einverstanden. Doch man muß vorsichtig sein, wenn man nicht eines Tages seine Stellung verlieren will.

„So ein Kind weiß doch noch gar nicht, was es da schreibt", sagen deshalb einige, die weder dem allzustrammen Studienrat noch seinem Führer sonderlich grün sind.
Mit dieser Meinung tun sie allerdings Gustav unrecht. Er hat eine für sein Alter schon recht konkrete Vorstellung von der Umwelt. Daran hat sowohl die Organisation der Roten Jungpioniere Anteil, der er seit seinem 5. Lebensjahr angehört, als auch das Elternhaus. Sein Vater, Walter Schütz, ist kommunistischer Reichstagsabgeordneter. Und was die Faschisten betrifft, so sammelt der Junge schon frühzeitig praktische Erfahrungen. Handgreifliche Auseinandersetzungen erlebt er mit, zwischen Nazis und kommunistischen Arbeitern. Er erfährt auch von den anonymen Briefen, in denen seinem Vater gedroht wird: Wir legen Dich um! Eines Tages schließlich, früh sechs Uhr, klingelt es an der Wohnungstür.

„Wer ist da?" fragt die Mutter.

„Aufmachen! Wir müssen Walter sprechen!" Ein Blick durch den Briefschlitz enthüllt bestiefelte Männerbeine. SA-Männer? Da peitschen draußen Schüsse. Das Holz der Tür splittert. Pistolenkugeln schwirren durch den Korridor. Ein Geschoß trifft die Gasuhr.

Der Abgeordnete Walter Schütz hat inzwischen seine Waffe geholt. Und als sich die Mordschützen draußen anschicken, die Tür einzuschlagen, läßt sie das unerwartete Abwehrfeuer erschrocken zur Seite springen.

Der Junge steht indessen am Fenster und ruft Hilfe herbei. Die Genossen eilen heran, vertreiben die Banditen, verfolgen sie. Da taucht endlich Polizei auf – und läßt die faschistischen Verbrecher entkommen.

Dafür meldet sich überraschenderweise bei Schützens die Mordkommission.

„Wo ist der Tote?" fragt der Kommissar mit gelangweilter Miene – und reißt vor Erstaunen die Augen weit auf, als ihm Walter Schütz ruhig gegenübertritt. Er scheint enttäuscht zu sein, der Herr Kommissar und bemüht sich nun um einen halbwegs passablen Abgang.

„Sie haben Waffen im Hause?" fragt er streng. Walter Schütz bejaht mit ruhigem Gewissen. Er zeigt den Waffenschein für seine „7,65".

Unbemerkt hatte sich Gustav, beim Eintreffen der Polizei, Vaters „08“ unter die Trainingsjacke gesteckt, um sie in Sicherheit zu bringen.

Einen anderen Königsberger Kommunisten ermorden die Nazis in seinem Bett. Dem Reichstagsabgeordneten Schütz jedoch schwören sie für die Niederlage blutige Rache.

„Wenn wir dich mal kriegen, schlagen wir dich tot!“ ruft ihm der spätere Nazi-Gauleiter und Oberpräsident von Ostpreußen, Koch, in einer Stadtverordnetensitzung zu.

Am 27. März 1933 spürt eine von Koch persönlich geführte SS- und SA-Meute Walter Schütz in seinem illegalen Quartier auf. Was danach geschieht, berichtet einer der Beteiligten:

„Schütz wurde in einen Raum des alten Bahnhofes geschafft, damit seine Schmerzensschreie nicht gehört werden konnten. Nachdem er nackt ausgezogen war, schlugen ihn meine Kameraden mit Eisenstangen, bis er bewußtlos zusammenbrach. Dann begoß man ihn mit Wasser. Als er wieder zu sich kam, wurden ihm die Haare büschelweise ausgerissen, und der SA-Mann Ihle rief: ‚Wir werden aus dir noch einen guten Menschen machen!‘

Als Schütz wieder Blut verlor und zusammenstürzte, fragte ihn Oberpräsident Koch: ‚Wo ist Matern, der politische Leiter von Königsberg?‘ Keine Antwort.

‚Wo sind eure Waffenlager, du Sau?‘

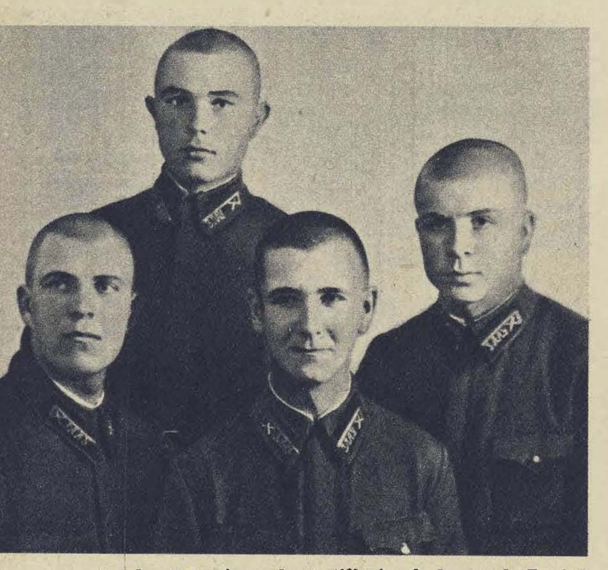
Keine Antwort.

‚Wer sind eure Berliner Verbindungsleute?‘

Keine Antwort.

Vor jeder Frage Hiebe mit Peitschen und Eisenstangen.

Nach jeder Frage Hiebe mit Peitschen und Eisenstangen.



An der 3. Leningrader Artillerieschule wurde Gustav Schütz (Mitte) 1941 zum Leutnant befördert – kurz bevor er an die Front ging.

Nach zweieinhalb Stunden lag eine leblose Masse am Boden.“ (Braunbuch der KPD, Paris 1936)

Der 12jährige Gustav ängstigt sich um seine Eltern; denn auch die Mutter wurde weggeschleppt. Genossen kümmern sich um ihn, versuchen, ihn zu beruhigen. Doch der Junge findet keine Ruhe. Er will wissen, was geschehen ist – wagt sich auf die Straße. Dort schlägt ihn ein SA-Mann zusammen. Schließlich läßt man ihn seinen sterbenden Vater noch einmal sehen. Es wird ein furchtbares Erlebnis. Walter Schütz ist bewußtlos. Er atmet kaum noch. Gesicht und Leib sind schwarz von Blutergüssen. Höhnisch ruft ein SS-Wächter dem Jungen zu:

„Sieh' ihn dir richtig an. So wird es dir auch gehen – wenn nicht noch schlimmer!“

Als Elise Schütz aus der Haft entlassen wird – sie mußte einen Revers unterschreiben, daß sie sich nicht mehr politisch betätigen würde –, erscheint ihr Gustav um Jahre gereifter.

„Mutter“, sagt er zu ihr, „wir müssen zusammenhalten. Und wir werden uns rächen!“

Die Partei schickt Mutter und Sohn illegal nach Berlin und von dort aus ins Saargebiet. Sie heißen jetzt nicht mehr Schütz, sondern Somnitz. Es folgen Reisen nach Frankreich, England, Belgien, Dänemark und Schweden. Elise Schütz tritt als Zeugin im Londoner Gegenprozeß zum Reichstagsbrandprozeß auf. Sie spricht auf Veranstaltungen der Internationalen Roten Hilfe und in Zusammenkünften von Genossen der Bruderparteien. Und überall ist Gustav dabei.

Überall jedoch sind sie auch auf der Flucht vor der Polizei. Denn jede politische Tätigkeit ist ihnen verboten, – und sie riskieren die Auslieferung an die deutschen Behörden.

Da steigen sie beispielsweise während der Fahrt nach Amsterdam versehentlich schon in einem Vorort aus dem Zug. Natürlich ist niemand von den Genossen da. Mühsam fragen sie sich in der fremden Stadt durch, deren fremde Sprache sie nicht verstehen. Schließlich finden sie zu ihren holländischen Betreuern.

„Na, wo wart ihr denn?“ fragt Genossin Schütz und erzählt ihr Mißgeschick.

„Wir haben euch natürlich auf dem Hauptbahnhof erwartet“, erklären die Genossen, „– aber die Kripo auch!“

Die Steckbriefe der Polizei schreiben immer noch von einer Kommunistin mit ihrem halbwüchsigen Jungen. Zu jener Zeit ist Gustav jedoch schon ein gut Stück größer als seine Mutter. Er tritt männlich auf. Dieser Umstand rettet sie einige Male vor der Verhaftung.

Doch die schweren Ereignisse des vergangenen Jahres haben die Kräfte der Mutter aufgezehrt. Ihre Augen versagen den Dienst. Geduldig liest der Junge ihr täglich aus den Zeitungen vor. Die Partei entscheidet: Mutter und Sohn sollen in die Sowjetunion übersiedeln. In einem schwedischen Hafen erwartet sie im Dezember 1934 ein sowjetisches Schiff. Es wird sie nach Leningrad bringen.

Vorher gilt es jedoch noch einmal, die Polizei zu überlisten. Genossen von der Internationalen



Mit Leib und Seele war Gustav Soldat, wenn er auch „eigentlich nicht zur schweren Artillerie" wollte. Das Foto zeigt ihn (vorn rechts) als Kursanten der Moskauer Militärschule.

Roten Hilfe kümmern sich um das Gepäck. Sie verstauen es in Kisten, die unauffällig mit der Schiffsfracht an Bord gehen.

Für 19.00 Uhr ist die Abfahrt festgesetzt. Stunden vorher, noch vor den ersten Passagieren, sind Elise und Gustav schon auf dem Schiff. Nicht umsonst, denn wenig später ziehen Polizeiposten auf. Jede Frau, die an Bord geht, wird scharf kontrolliert. Die Gesuchte ist nicht darunter. Dann erscheinen Kriminalisten auf dem Schiff. Doch der Kapitän hat vorgesorgt. Achtlos gehen die Schnüffler in der Offiziersmesse an der in strahlendes Weiß gekleideten Stewardeß vorbei. Und in dem blonden Matrosen in der Funkerkabine vermuten sie keineswegs den „halbwüchsigen" Gustav Schütz. Erst als das Schiff die schwedischen Hoheitsgewässer verläßt, holt der Kapitän den Jungen aus seinem Versteck.

Ein neuer Lebensabschnitt beginnt für Gustav Schütz. Er findet Aufnahme in dem Internationalen Kinderheim Iwanowo-Wosnessensk. Seit langer Zeit fühlt er sich wieder geborgen. Doch die schmerzliche Erinnerung an den Tod des Vaters bleibt. Für seine vierzehn Jahre ist der Junge zu ernst. Er widmet sich der Musik, spielt als Bassist im Schülerorchester. Außerdem treibt er mit Leidenschaft Sport, läuft Ski und Schlittschuh. Auch als Schachspieler macht er sich einen Namen.

Ab und zu kommt Gustav nach Moskau, um seine kranke Mutter — sie ist linksseitig gelähmt — zu besuchen. Er sieht sofort, was im Hause getan werden muß, setzt sich hin, die Schuhe zu reparieren, wäscht, flickt, bügelt. Eines Tages, nach seinen Berufswünschen gefragt, erklärt er:

„Ich will Soldat werden!" Für ihn gibt es keinen Zweifel, daß er einmal mit der Waffe gegen die Faschisten kämpfen wird. Noch hat er keine Vorstellungen, wie das geschehen soll. Aber es drängt ihn, etwas für die Freiheit seiner deutschen Heimat zu tun. Und er will seinen Vater rächen! So ist es für ihn nur logisch, daß er das Waffenhandwerk erlernt. Seine Mutter billigt diesen Entschluß.

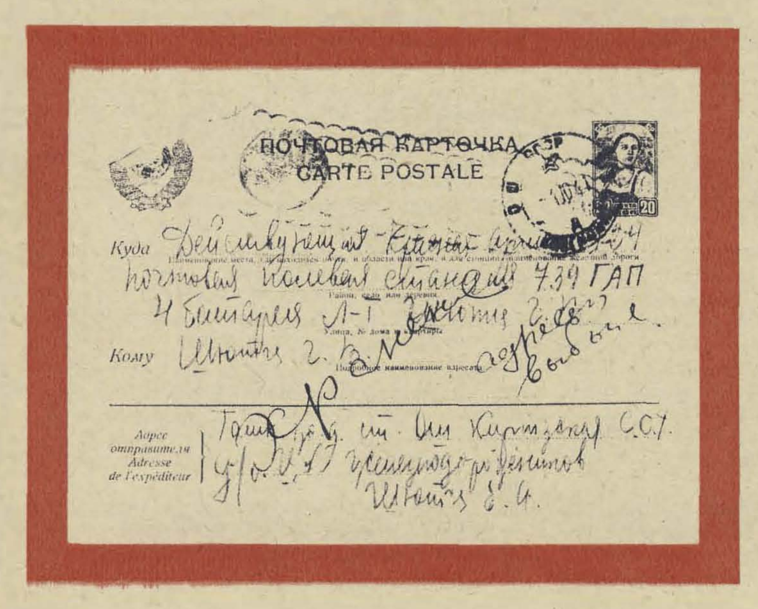
Im Jahre 1936 wird Gustav Schütz Kadett der Moskauer Militärschule. Er kommt in die Klasse für Artilleristen — und ist zunächst enttäuscht. Es fällt ihm schwer, sich mit der Haubitze anzufreunden. Träumte er doch bisher von kühnen Stoßtruppunternehmen oder aufregenden Luftkämpfen, Mann gegen Mann, wo man als Held über den Feind siegt — oder stirbt. Außerdem geht es mit der militärischen Ausbildung nicht ganz so schnell voran, wie Gustav sich dachte. Das reguläre Schulprogramm läuft ja weiter, bis zum Abschluß der 10. Klasse.

Doch nur seine Mutter läßt er seine ersten Sorgen als Soldat anmerken. Sie hilft ihm einzusehen, daß man überall Heldentaten vollbringen kann, und daß es doch letzten Endes gleich ist, wo man kämpft — wenn man nur für die richtige Sache kämpft.

Die Lehrer und Mitschüler sind des Lobes voll, ob seines Fleißes, seiner Ordnung, seiner Disziplin. Die Uniform ist für ihn wirklich ein Ehrenkleid. ▶

Inzwischen ist dem jungen Kadetten die Haubitze zur lieben Freundin geworden. Stolz berichtet er 1938 seiner Mutter, daß Marschall Budjonny sie im Feldlager aufgesucht und ihre Leistungen überprüft habe. Seine Geschützbedienung sei die beste gewesen.
Doch Gustav ist nicht nur ein guter Artillerist. Marschall Budjonny besichtigt auch die Zelte. Vor dem Lager des Kursanten Schütz bleibt er erfreut stehen. Ein Regal hat der junge Soldat gebaut. Kochgeschirr, Waschzeug, Schuhputzzeug sind darin ordentlich untergebracht. Budjonny lobt – und fragt: „Weshalb machen das nicht alle so?"
1939 wird Gustav zur 3. Leningrader Artillerieschule versetzt.
Elise Schütz ist stolz auf ihren Sohn. Aber mehr und mehr erfüllt sie auch Bangigkeit.
Als 1939 der Krieg ausbricht, zweifelt sie ebenfalls nicht mehr daran, daß Gustav in den Kampf ziehen wird. Sie findet es einerseits natürlich und richtig, sie ist ja Genossin, aber sie ist auch Mutter und hat nur noch den Jungen.
Der 21. Juni 1941 bringt die Entscheidung. Hitler-Deutschland überfällt wortbrüchig die Sowjetunion.
Tage später klopft es heftig an der Wohnung Nr. 20 in der Paltschikow-Gasse 1/24. Ein junger Leutnant steht vor der Tür. Gustav. Weinend schließt ihn die Mutter in die Arme.
„Du kommst dich verabschieden?"
„Ja, Mutter. Wir fahren an die Front. In Richtung Kiew–Poltawa." Es bleibt wenig Zeit für den Abschied. Der Truppentransport hält nicht lange in Moskau. Und Gustav hat als einziger Urlaub erhalten. Es fallen nicht viele Worte auf dem Wege zum Bahnhof. Beide wissen, es wird ein schwerer Kampf. Sie kennen die faschistische Bestie. Bevor sie sich trennen, gibt Gustav Schütz seiner Mutter eine Bleistiftzeichnung. Ein Porträt des Vaters. „Mein Abschiedsgeschenk", sagt er. „Sei tapfer, Mutter!"
Es ist das letzte Mal, daß Elise Schütz ihren Sohn sieht. Viermal schreibt er noch, ruhige Zuversicht in seinen Worten.
29. Juli 1941: „... Hier geht alles seinen normalen Gang. Wie lebt Ihr, beunruhigt man Euch nicht mit Alarmen?..."
Anfang August 1941: „... Ich lebe und bin gesund. Es ist alles in Ordnung..."
11. August 1941: „... Das Wetter in der Ukraine ist nicht gerade schön; die ganze Zeit Regen. Ich lerne Reiten. Es geht schon einigermaßen..."
3. September 1941: „... Jetzt geht das Leben in Moskau wahrscheinlich schon wieder ruhig. Wie ist es, fährst Du weg oder nicht? Alles das muß ich wissen, deshalb bitte ich Dich, mir öfter zu schreiben. Wir haben jetzt Geschenke erhalten! Von den Frauen Taschkents; und ich habe sie unter den Soldaten verteilt. Dieses Schreibpapier ist auch von ihnen. Wir sind sehr dankbar dafür, daß wir hier an der Front Papirossy, Socken, Konfekt und Tücher erhalten!
Von den Moskauern ist fast niemand hier bei uns; einige Leutnants. Ukrainisch kann ich auch schon ein bißchen..."
Dann bleibt die Post aus. Briefe und Karten der Mutter kommen zurück. Im Februar 1942 erhält sie die offizielle Vermißtenmeldung.
Drei Jahre später vollendet die Sowjetarmee ihre Befreiungsmission. Das Hitlerreich zerbricht unter ihren Schlägen. Hunderttausende Sowjetsoldaten kehren wieder in die Heimat zurück. Auch deutsche Antifaschisten ziehen nun die khakifarbene Uniform mit dem roten Stern an der Mütze aus. In Deutschland erwartet sie neue Arbeit.
Gustav Schütz weilt nicht mehr unter ihnen. Noch ist nicht bekannt, wo er fiel. Doch stets wird er zu jenen unvergessenen Helden zählen, die in Deutschlands schwerster Zeit ihr Leben für eine bessere Zukunft wagten – für eine Zukunft, die in unserer Deutschen Demokratischen Republik zur Wirklichkeit wurde.

Gerhard Berchert



Faksimile einer Postkarte, die ihren Empfänger nicht mehr erreichte. Sie trägt die Anschrift von Leutnant Schütz und den Absender seiner Mutter.



DIE Raketen DES HERRN B.

Oktober 1960. Sardinien. Salto di Qirra. Draußen auf dem Flugplatz, der seit einiger Zeit der NATO unterstand, herrschte emsiges Treiben. Italienische Doppelposten patrouillierten. Im Ort hieß es, Ausländer seien eingetroffen, Deutsche. Unruhe befiel die Einwohner. Was wollten die Deutschen dort?

Abseits der Rollbahnen, an einem Stahlgerüst, lehnte eine schlanke Rakete. Im Kommandostand wurden letzte Vorbereitungen getroffen. Unruhe nistete im Raum. An den Schaltpulten flammten Kontrollämpchen auf, über die Skalen zitterten Zeiger, leise summten die Aggregate.

Im Hintergrund standen Dr. Börstinger und Dr. Strips, beide in Zivil. Dr. Attmannspacher blickte zu den Bundeswehroffizieren hinüber. Strips sog begierig an einer Zigarette. An der Wand grinste ein Schild: No smoking!

Vor Wochen waren sie nach Sardinien übergesetzt. Der Auftrag lautete: Erprobung von Wetterforschungsraketen. Nur wenige wußten, was es mit diesen Raketen auf sich hatte. Das Bundesverteidigungsministerium hatte den Amerikanern für eine Million Mark 140 Raketen vom Typ „Arcas“abgekauft. Attmannspacher erinnerte sich eines Gespräches mit seinem Chef, Dr. Heinrich Faust. Im November 1959 hatte Rolf Engel, ein deutscher Raketenspezialist, der damals noch in Italien arbeitete, bei Faust vorgesprochen. Er schlug vor, auf Sardinien „Arcas“-Raketen abzufeuern. Die Angelegenheit ließ sich gut an – doch eines Tages meldete Engel aus Rom: In der italienischen Regierung gäbe es Schwierigkeiten; Personalwechsel und so.

Im März 1960 machte Dr. Faust bei dem Waffenfritzen der Bundeswehr, bei Herrn Ministerialdirektor Dr.-Ing. Karl Fischer, einen Vorstoß. Der Plan Engels wurde nun von Bonn intensiv unterstützt, Börstinger und Strips übertrug man die organisatorische Leitung und ihm, Dr. Attmannspacher, die wissenschaftliche. In den kommenden Wochen veranstaltete er Lehrgänge mit dem künftigen Personal. Dann war es soweit. Nochmalige Belehrung über die Geheimhaltung, und dann fuhr das Team der Wissenschaftler, Techniker und Beobachter nach Salto di Quirra. Und mit den „Arcas“ schaukelten noch andere Raketen über das Tyrrhenische Meer. Sie waren „Made in Germany“ und kamen aus München ...

„Alles fertig, Doktor“, meldete der Oberingenieur. Attmannspacher starrte auf den Startplatz hinaus. Er war wie leergefegt. Nur die Rakete und das Skelett der Abschußrampe hoben sich gegen den Himmel ab.

Laut und deutlich begann er zu zählen: „... vier – drei – zwei – eins – null.“ Sein Finger drückte den Startknopf. Die Luft durchbebte ein Zittern. In den Häusern klirrten die Scheiben. Alt und jung lief in die Straßen, starrte zum Flugplatz hinüber, wo ein Feuerball kleiner und kleiner wurde. Angst legte sich auf die Gesichter: Die Deutschen erprobten Raketen.



München – Grünewald. Im Haus 24a der Perlacher Straße klingelte das Telefon. „Dr. Faust! Guten Abend, Herr Direktor Bölkow“, tönte in



„Na klar ist das eine Wetterrakete. Sie sollen mal sehen, wie sich das Wetter ändert, wenn wir erst den richtigen Sprengkopf haben.“

der Muschel eine erregte Stimme. „Ich gratuliere. Ich habe soeben ein Telegramm von Doktor Attmannspacher erhalten. Er schreibt: ‚Erste deutsche Raketenwindmessung gelungen.'" Das Kennwort war gefallen. Ingenieur Bölkow lächelte. Er wußte bereits seit einigen Stunden davon. Doch was hatte den zu interessieren, woher er seine Informationen hatte. Bölkow tat überrascht: „Donnerwetter, Doktor, hätte nicht gedacht, daß wir so schnell Nachricht erhalten. Danken und gratulieren Sie Doktor Attmannspacher auch in meinem Namen. Auf Wiederhören!"

Bölkow mußte an Engel denken, der mit seinen Beziehungen den Start ermöglichte. Jetzt schossen sie dort vor den Nasen der Italiener Raketen ab, die er, die die Firma Bölkow-Entwicklungen KG projektiert und gebaut hatte. Wann war er Rolf Engel das erste Mal begegnet? War es in Peenemünde bei von Braun, war es bei Messerschmitt, bei Göring, Himmler oder war es in Grockendorf bei Danzig? Damals trug Engel eine schwarze Uniform und einen silbernen Totenkopf an der Mütze. Er leitete die Raketenforschungsstelle der Waffen-SS in Großendorf, das Konkurrenzunternehmen für Wernher von Braun.

Dann kam der große Zusammenbruch. Engel wurde interniert und arbeitete seit 1946 in Paris für den Franzosen. Er, Diplom-Ingenieur Ludwig Bölkow, mußte sich ebenfalls nach einem neuen Job umschauen. Wer wollte jetzt einen ehemaligen Chefkonstrukteur von Messerschmitt haben? 1948 gründete er ein Ingenieurbüro. Mit seinen fünf Mitarbeitern beschäftigte er sich hauptsächlich mit der Automatisierung von Fabrikanlagen.

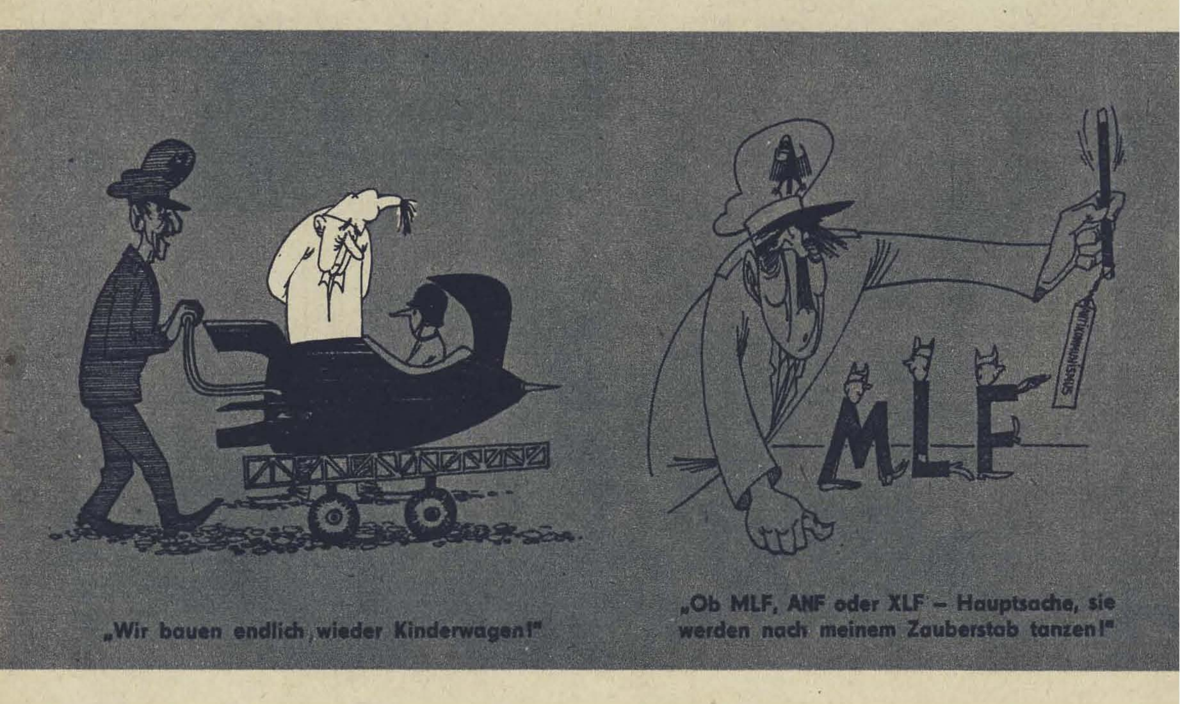
Die Zeit strich dahin. Man hatte Erfahrungen, und die wurden eines Tages wieder gebraucht. Die neuen Herren in der Regierung sorgten für ihre einstigen Freunde.

Einer war Steinhoff, der es im Krieg zum Oberst und zum Eichenlaub mit Schwertern gebracht hatte. Als Angestellter der Dienststelle Blank, wie sich das Bonner Kriegsministerium anfangs nannte, hatte Steinhoff bereits im September 53 auf einer Besprechung erklärt: „Im Rahmen der Wiederaufnahme der Produktion von Raketenwaffen gibt es einen Plan über den Wiederaufbau von Laboratorien und Werken, die am Ende des Krieges V 2-Waffen herstellten."

Und so konnte er, Bölkow, sich ab 1955 wieder offiziell der Luftfahrttechnik widmen. Mit dem Hamburger Finanzier Wolfgang Essen bildete er ein Jahr darauf eine Kommanditgesellschaft in Stuttgart-Echterdingen. Bald waren die ersten Entwicklungen serienreif, denn die neue Wehrmacht brauchte Waffen. Wozu? Der Steinhoff wußte es genau. Bölkow erinnerte sich einer Szene am Rande, von der er erfahren hatte ...

Washington! Anfang 1958. Im Hotel „Du Pont Plaza" – dem ersten Haus am Platze – ist ein kleiner Saal als Sitzungszimmer hergerichtet. Die Männer darin, meist Grauköpfe, verbringen eine Sitzungspause mit einem offenbar kurzweiligen Spiel. Sie sind ganz bei der Sache – wie auf dem Rummel, wenn man versucht, aus leeren Konservenbüchsen errichtete Pyramiden umzuwerfen.

„Volltreffer!" Ein Oberstleutnant schlägt erfreut auf den Tisch, über dem eine Deutschlandkarte ausgebreitet ist. Vor ihm steht eine kleine Miniaturrakete aus Nickel. Raketen dieses Tps sind



„Wir bauen endlich wieder Kinderwagen!"

„Ob MLF, ANF oder XLF – Hauptsache, sie werden nach meinem Zauberstab tanzen!"

der letzte Schrei der amerikanischen Spielzeugindustrie. Auf einer Raketenrampe wird ein kleines Geschoß festgeklemmt, wobei sich eine Feder spannt. Ein leichter Druck auf einen Stift – und das Geschoß fliegt 70 bis 100 cm weit. Der Oberstleutnant hat von Hamburg aus mit einer Rakete Greifswald „atomisiert".

„Lassen Sie mich mal 'ran, Raepening. Ich kenne die Zone; ich bin ja an der Unstrut geboren." Auch ohne diese Begründung hätte Raepening die Spielzeugrakete hergegeben. Er weiß, was ein Oberstleutnant einem Brigadegeneral schuldig ist.

Brigadegeneral Steinhoff trifft das Unstruttal beim ersten Schuß.

„Leipzig – Eisenbahnknotenpunkt, Volksarmeegarnison. Atomisieren wir auch noch."

Als er nicht Leipzig, sondern Hof „atomisiert", Lachen ringsum.

„Ein bedauerlicher Betriebsunfall, kann jedem passieren." Ist auch das ein Witz? Zu einem neuen Versuch kommt Steinhoff nicht mehr. Die Kriegsminister McElroy und Strauß haben den Saal wieder betreten. Eine fröhliche Verschnaufpause geht für die amerikanische wie für die westdeutsche Militärdelegation zu Ende. Der Ernst der Verhandlungen kommt wieder zu Wort. Aber die Hochstimmung bleibt; denn die Lieferung von Matadorraketen an die Bundeswehr wird perfekt gemacht...

Aber sicher ist sicher! Und die eigenen Positionen sind stärker mit einer eigenen Raketenproduktion als Rückhalt! Und Bölkow baute sie: die Panzerabwehrraketen Bö 810 (Cobra), Hubschrauber, ferngelenkte Flugkörper, elektronische Anlagen.



Zeichnungen: Klaus Arndt

Erhard: „Unterstellen ist gut – aber ein eigener Schirm ist besser!"

Mittlerweile war ein Konzern mit 2400 Mitarbeitern entstanden. Das Ingenieurbüro von einst platzte in den Nähten. Doch da half der Herr Bundesverteidigungsminister wieder aus der Patsche. Über die Industrieverwaltungsgesellschaft m.b.H. sorgte er für angemessenes Werkgelände. Ende 1958 zog das Ingenieurteam Bölkows auf ein sieben Hektar großes Gelände der ehemaligen Reichsluftfahrt-Forschungsanstalt nach Ottobrunn nahe München. Diese Anstalt war an den Wunderwaffen seines Vorgängers Wernher von Braun nicht unbeteiligt. So wurde Ottobrunn das neudeutsche Peenemünde der Bundesrepublik...

„Herr Direktor", begann die Sekretärin, „für heute hat sich ein Herr von der ‚Frankfurter Neuen Presse' angekündigt." – „Ich habe keine Zeit", erwiderte Bölkow. „Schicken Sie ihn zu Wähner." Wozu hatte man einen Pressechef. Übrigens war er mit diesen Zeitungsfritzen schon einmal hereingefallen. Im Bundesverteidigungsministerium war man über seine Indiskretion ungehalten. Bölkow konnte sich nicht mehr erinnern, was er dem Zeitungsmenschen im einzelnen erzählt hatte. Am nächsten Morgen jedoch, es war der 23. April 1957, las er in der Hamburger „Welt" folgendes: „Stuttgart, 22. April 1957. In einem Werk bei Stuttgart werden seit einiger Zeit ferngelenkte Raketenwaffen entwickelt... Obwohl sich das Konstruktionsbüro Bölkow in erster Linie mit Flugzeugabwehrraketen befaßt, sollen auch Geschosse für den Einsatz von Boden zu Boden gebaut werden."

Auf die Frage eines anderen Reporters, für wen er seine Raketen eigentlich baue, antwortete Bölkow: „Ich baue für Deutschland!" Es kostete ihn große Mühe, daß diese Bemerkung später nicht veröffentlicht wurde...

Vor dem Schlagbaum der ehemaligen Reichsluftfahrt-Forschungsanstalt hielt ein Volkswagen. „Ich komme von der Presse. Bin angemeldet." Nach sorgfältiger Prüfung der Personalien und Rückfragen in der Direktion erhielt der Reporter zwei Kontrollmarken ausgehändigt: Eine für den Wagen, die andere, um sie am Rockaufschlag zu tragen. Nun öffnete sich für ihn das Tor.

Er fuhr an einem seltsamen Wahrzeichen vorbei. Ein blauer Kristallblock, um den sich ein bizarres Geflecht aus Blech rankte. Die Arbeiter nennen dieses Gebilde „das grausame Auge." Links der Straße standen mächtige Betonhallen. In ihnen wurden Teile der Hitlerschen V-Waffen produziert. Rechts erhob sich schlank ein blauer Neubau. Der Herr von der „Frankfurter Neuen Presse" wurde schon vor der Eingangshalle empfangen und dann zum Leiter der Abteilung „Public relation" Horst Wähner geleitet. Ein kurzer Blick in die Konstruktionsbüros blieb somit verwehrt, desgleichen in das Laboratorium mit dem großen Windkanal. Die Freundlichkeit des Pressechefs sollte über die kleine Enttäuschung des neugierigen Reporters hinweghelfen. Die Frage nach der Entwicklung der Firma beantwortete Wähner geschickt an Hand der offiziellen Version des Lebenslaufes seines Direktors. Über einige undurchsichtige Dinge aus dessen Vergangenheit rettete er sich

mit ein paar lapidaren Bemerkungen rasch zur Gegenwart hinüber.

„... 1958 wurde dann die Bölkow-Apparatebau GmbH Nabern/Württemberg als selbständiges Tochterunternehmen ausgegliedert, um dort für die Entwicklung Fabrikationsaufgaben zu lösen. Über die Waggon- und Maschinenbau GmbH Donauwörth sind wir auch mit der bekannten Siebelwerke ATG GmbH Donauwörth verbunden."

„Herr Wähner, was produzieren Sie?"

„Wir arbeiten im wesentlichen an Aufträgen des Bundesverteidigungsministeriums. Die Hauptgebiete der Entwicklungstätigkeit sind ferngelenkte Flugkörper, Höhenraketen, Hubschrauber, Reise- und Segelflugzeuge und elektronische Spezialgeräte."

„Arbeiten Sie auch an dem Projekt der europäischen Dreistufenrakete?"

„Ja."

„Unlängst berichtete die ‚Welt' darüber, daß die Bundesrepublik technisch in der Lage sei, Mittelstreckenraketen einer Reichweite von 2500 Kilometern zu bauen, die Atomsprengköpfe befördern können. Projektieren oder bauen Sie auch derartige Raketen?"

Der Kerl trieb ihn arg in die Enge.

„Sie werden verstehen, daß ich eine solche Frage nicht detailliert beantworten kann."

Der Reporter nickte, er verstand nur zu gut. „Bölkow-Entwicklungen", nahm er das Gespräch wieder auf, „ist eine Kommanditgesellschaft, deren Kommanditist der Hamburger Finanzier Essen ist. Die Vergrößerung des Mitarbeiterstabes und der Produktion war ungewöhnlich schnell. Da die Bundeswehr ihr größter Auftraggeber ist, taucht die Frage auf, ob auch von dort finanzielle ..." Weiter kam er nicht. Wähner fiel ihm ins Wort.

„Ich bin weder befugt noch daran interessiert, über die Finanzangelegenheiten der Firma irgendwelche Auskünfte zu geben." Langsam versiegte das Gespräch. Zum Abschluß bat der Reporter, die Werkanlagen besichtigen zu dürfen. „Das ist leider nicht möglich. Sie verstehen", erwiderte Wähner. Minuten später passierte der Volkswagen den Schlagbaum ...

Mai 1964. Nachdem Bölkow kurz seine Bonner Büros in der Koblenzer Straße besucht hatte, fuhr er nach München zurück. Wieder hatte er eine Unterredung im Bundesverteidigungsministerium hinter sich. Seit dem Herbst 1962 führte nun schon Staatssekretär Hopf mit Vertretern von Heinkel, Messerschmitt und mit ihm Verhandlungen, um den „Entwicklungsring Süd", dem diese drei Firmen der Flugzeug- und Raketenindustrie angehörten, zu einem Unternehmen zu vereinen.

Bölkow lehnte sich in die Polster des Fonds zurück. 95 Prozent aller Aufträge erhielt er von der Bundeswehr. Wenn es zur Fusion käme — was würde dann aus seinem Lieblingskind, der ‚Abteilung Raumfahrt' werden? Fusion hieße teilen, den Gewinn teilen. Und die beiden anderen versuchten bestimmt, ihn an die Wand zu drücken. Dort die Konkurrenten und hier der Druck seiner Auftraggeber. Bölkow saß in einer Zwickmühle.

Für Augenblicke sah er wieder den Staatssekretär vor sich, wie er auf eine Zeitung tippte und vorgebeugt erklärte: „Die politische Lage bedingt eine Forcierung der deutschen Verteidigungsindustrie. Wir können uns nicht mehr auf unsere Verbündeten verlassen."

Bölkow hatte den Zeitungstitel lesen können. Es war der amerikanische „War/Peace Report". Doch den Inhalt eines Interviews, auf das Hopf anspielte, kannte er noch nicht. Darin berichtete der amerikanische Professor Etzioni von der Columbia-Universität, daß er während eines Seminars über „Kernwaffen und Außenpolitik" an der Hamburger Führungsakademie in Gesprächen mit Bundeswehrgeneralen die Erkenntnis gewonnen habe, daß viele von ihnen „darauf erpicht sind, die Verfügungsgewalt über Kernwaffen zu erlangen. Sie wollen eine Atomstreitmacht auch für ‚politische Zwecke' benutzen. Damit meinen sie, daß sie in der Lage sein werden, auf die UdSSR Druck auszuüben ... Die Generale betrachten die multilaterale Atom-Streitmacht der NATO als wahrscheinlichstes Mittel für die Erlangung der Kontrolle der Kernwaffen. Die Deutschen rechnen damit, eine bedeutende Rolle in dem europäischen Ausschuß zu spielen, der die MLF kontrollieren wird."

Hopf tippte immer noch auf die Zeitung, als er sagte: „Die Lage erfordert schnelleres Handeln. Wir brauchen Raketen größerer Reichweite aus eigener Produktion. Wir müssen unabhängiger werden, um unseren Verbündeten gegenüber anders auftreten zu können. Und bedenken Sie, meine Herren, der Bund hat in dieser Angelegenheit ein gewichtiges Wort mitzusprechen." Verdammt, dachte Bölkow, das ist ja Erpressung! Er erinnerte sich seiner Aufträge. Und dann die Industrieverwaltung m.b.H., die dem Bundesverteidigungsministerium untersteht und der das Bölkow-Gelände in Ottobrunn und auch ein Teil der Siebel-Grundstücke in Donauwörth gehörten. Was gehörte ihm, Bölkow, eigentlich schon?

Aber die anderen nahmen dem Staatssekretär den Wind aus den Segeln. Messerschmitt, Bölkow-Entwicklungen KG und die Siebel-Werke ATG hatten eine „Interessengemeinschaft Luft- und Raumfahrt München" gebildet. In allen grundlegenden Fragen bestand Einverständnis: engste Partnerschaft in der Entwicklung und Produktion, und auf längere Sicht „Integration" der drei Unternehmen. Das hieße in Bayern 100 000 Wissenschaftler, Techniker und Facharbeiter zu einem leistungsfähigen Unternehmen zusammenzufügen. Kapital- und Bewertungsfragen sowie die unterschiedliche Finanzstruktur sind das Haupthindernis für einen sofortigen Zusammenschluß. Während bei den anderen die Produktion dominierte, waren von den nunmehr 2600 Beschäftigten der Bölkow-KG nebst Apparatebau-Tochter 1600 Mitarbeiter in der Entwicklung tätig. Vielleicht bliebe ihm die Raketenentwicklung doch, wenn er dieses Argument geschickt ins Feld führte!

Draußen flog die Landschaft vorbei. Bölkow schaute zur Uhr. Bald würde er wieder in München sein. *y. P.*


Weißer
Schnee
und
blaue
Flecke



Lieber Peter,

(schreibt die Süße) aus der
Grüße, schöner noch wär's
lich glatt und der Berg ha
fällt man leicht mal auf d
falle ich die längsten Str
Form von blauen Flecken.
sich getrost mal legen. S
das Herz bewegen. Schön i
in tiefen Zügen. Doch vie
jetzt am Munde oder in de
Also, Kuß und liebe Grüß


JOHANNGEORGENSTADT 1
19.01.65.-12
es
Wintereinsamkeit sende ich Dir viele
er zu zweit. Du, der Schnee ist ziem-
seine Tücken; da er kein Geländer hat,
n Rücken. Ja, bei meinen Abfahrtstouren
cken, fabriziere Tourenspuren meist in
die Aussicht zu genießen, kann man
nfte, zarte Hügel grüßen - Kurven, die
t's schon in weiter Runde. Man genießt
schöner wär's im Grunde, könnte ich Dir
Armen liegen.
Deine Süße



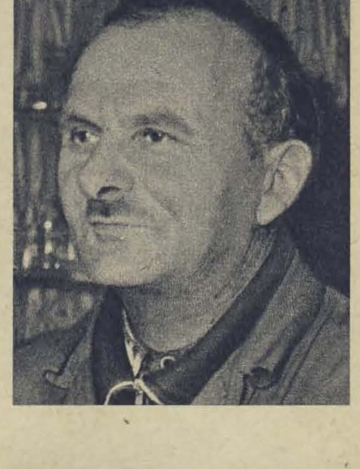
Wir sprachen mit Richard Ehrett (22)

Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang

Flucht und Rückkehr des ehemaligen Unteroffiziers Richard Ehrett

In der Nacht vom 24. 8. zum 25. 8. 1963 desertierte der Unteroffizier der Grenztruppen Richard Ehrett (21) an einem ihm bekannten Grenzabschnitt und lief zum Feind über. Seine Verlobte und spätere Frau ging mit ihm. Er verriet militärische Geheimnisse. Am 3. 8. 1964 kehrte E. mit seiner Frau aus der Bundesrepublik in die Deutsche Demokratische Republik zurück und stellte sich den Behörden.

Eine knappe Meldung. Vier lapidare Sätze, die ein Lebensjahr umschließen. Aber ein Jahr hat eine Vergangenheit und eine Zukunft von vielen Jahren, und die Konflikte, die Tragödie dieser 12 Monate sind deshalb nur aus Vergangenem verständlich und im Zukünftigen zu lösen.



Vater Ehrett (57): „Die Strafe wird er auch überstehen . . ."

Düsseldorf im Jahre 1963. Auf der „Kö", der Königsallee, Pracht- und Vergnügungsstraße dieser Industriestadt mit 800 000 Einwohnern, herrscht auch nachts noch reges Treiben. Chromblitzende Straßenkreuzer, aufzukkende bunte Leuchtreklame, taghelle elegante Geschäfte – und überall glückliche Menschen. – Glückliche? Gewiß. Denn glücklich und freudvoll ist das Leben für Leute von Geld und Welt. Für den Onkel, die Tante, die Vettern und Cousinen der Ehretts zum Beispiel. Sie haben ein großes Fernsehgeschäft. Sie können es sich also leisten, im Mercedes am vornehmsten Restaurant vorzufahren und ihre Solidität mit 100 Mark für ein Abendessen zu beglaubigen.

Aber es gibt nicht nur die „Oberen Tausend" in Düsseldorf, und nicht nur Prachtstraßen. Richard Ehrett und seine Frau zum Beispiel hausen in zwei elenden Dachkammern, möbliert mit wurmstichigen Möbeln, ohne Küchenbenutzung, Kostenpunkt 120 Westmark.

Wie kommen die beiden dorthin?



Mutter Ehrett (54): „Er ist der Jüngste zu Hause und bekam alles, was er brauchte."



Sind sie nicht tüchtig genug für ein „Leben in Freiheit“? Haben die Verwandten oder die Bundesbehörden sich nicht um sie gekümmert? Doch, man hat sie freundlich aufgenommen, man hat sich um sie gekümmert, und sie arbeiten und verdienen auch beide. Er als Druckereiarbeiter und sie als Buchhalterin. 1000 Westmark zusammen. Was ist also mit ihnen?

In vielen solchen Nachtstunden, da Düsseldorfs Prachtstraßen im vollen Glanze erstrahlen, starrt Richard Ehrett gedankenschwer auf die Schrägbalken über seinem Bett, während die Frau sich unruhig auf ihrem Lager hin- und herwirft oder still in die Kissen weint. „Ein Dreivierteljahr sind wir nun hier“, sagt er in die Stille. „Laß uns wieder nach Hause fahren“, bittet sie leise und schluchzt.

Richard Ehrett — müde und zerschlagen zwar, aber schlaflos — wühlen Gedanken auf, die er früher nie gedacht, quälen Fragen, die er, als noch Zeit war, nie durchdacht hat.

Auf dem Tisch liegen die Briefe der Eltern, der Brüder. Eine stumme, aber unüberhörbare Mahnung: „Junge, wie konntest du das tun?“

Ja, warum?! Hat man nicht das Versprechen gebrochen, ihn in der NVA als Kraftfahrer einzusetzen?! Ist er nicht zum Unteroffizier gemacht worden, obwohl er keine Lust dazu verspürte? Warum hat er so selten Urlaub bekommen, da er doch so gern bei seinem Mädchen sein wollte? Darum! Ja, darum! Niemand hat Verständnis für mich gehabt!

Ja, wenn das so wäre, wäre alles klar. Aber sein Gewissen läßt sich nicht übertölpeln. Die bitteren Erfahrungen der vergangenen 9 Monate haben ihn gelehrt, sein Leben und sein Verhalten in der DDR in völlig neuem Licht zu sehen. So eindringlich reproduziert sein Gedächtnis die Vergangenheit, und so grell erhellt sein heutiger Verstand diesen früheren Lebensabschnitt, daß es schmerzt.

Eigentlich wollte er Kunstmaler werden. Mittelschule war Bedingung. Doch er mochte nicht mehr lernen. Die Absicht, das Malerhandwerk zu erlernen, gab er auf, als sich Schwierigkeiten bei der Lehrstellenbeschaffung ergaben. Später, in der Maurerlehre, fand er nach 4 Monaten die Arbeit zu schwer und brach den Lehrvertrag. Schließlich lernt er Gärtner. Nach drei Jahren besteht er die Prüfung mit „gut“. Er macht noch die Fahrerlaubnis Klasse III und verdient 1,56 Mark Stundenlohn. Das erlaubt keine großen Sprünge, doch er ist der Jüngste zu Hause. Seine Eltern schenken ihm ein Motorrad. Er braucht kein Geld abzugeben. Er lernt seine jetzige Frau kennen und könnte eigentlich zufrieden sein. Aber er ist es nicht. Irgendwie besser soll es ihm gehen. Daß dazu harte Arbeit und weiteres Studium notwendig sind, bedenkt er nicht, denn „irgendwie, irgendwann kommt das Glück . . .“

Ja, er hat in den Tag hineingelebt. Schwierigkeiten überwand er nicht, sondern wich ihnen aus. Die Eltern, selbst ein Leben voll schwerer Arbeit hinter sich, stehen sich in der LPG gut und lassen ihm alle Freiheit. Niemand fordert ihm etwas ab, was ihn zu Selbstverantwortung und Mitverantwortung erzogen hätte.

Und noch etwas: Er hat nie Freunde, denen er sich anvertraut. Er kapselt sich stets ab. Richard Ehrett könnte auf Befragen nicht sagen, woher das kommt. Wer kann heute noch nachprüfen, ob die durch den verbrecherischen Krieg der Nazis heraufbeschworene Umsiedlung und die damit verbundenen Schwierigkeiten des Trecks seinem kindlichen Gemüt ihren Stempel aufgedrückt haben. Doch vom Vater, der damals schon in Deutschland war und Frau und Kindern entgegenkam, hat er erfahren, daß er als Vierjähriger die ersten Monate in der neuen Heimat wie von Sinnen schien. Vor Fremden ergriff er schreiend die Flucht, bei Anforderungen war er äußerst widerborstig. Er wird älter und ausgeglichener, aber es bleibt, daß ihm jede größere Belastung unbequem ist und daß er glaubt, die Umwelt sei ihm feindlich gesinnt. Nur sein Mädchen liebt er.

Mit dieser Einstellung kommt er zur Nationalen Volksarmee. Man hat ihm versprochen, er würde Kraftfahrer werden. Dann schickt man

ihn zur Unteroffiziersschule. Er sagt nichts, sondern frißt den Groll in sich hinein. Als Unteroffizier hat er verantwortungsvolle Aufgaben. Das geht ihm gegen den Strich, aber er verschließt seinen Ingrimm und schweigt. Man rügt ihn wegen schlechter Dienstdurchführung. Aber er schweigt, und schweigend wächst in ihm der Wille zum Verrat. Zu seinem Geburtstag bestellt er die Verlobte zu sich und geht zwei Tage später bei Nacht und Nebel auf und davon. Dort, in der anderen Welt, wird er Wärme und Verständnis finden.

„Ich gratuliere Ihnen zu Ihrer gelungenen Flucht aus der Sowjetzone!" Der markige Beamte des BGS lächelt gewinnend. Dann prasseln 3 Stunden lang die Fragen auf Richard Ehrett herab. Wie heißen Ihre Offiziere? Welche Schwächen haben sie? Welche Grenzsicherungsanlagen sind wo? Wo ist der Munibunker? Welchen Fluchtweg nahmen Sie?
„Muß ich das alles sagen?" fragt Richard Ehrett kleinlaut. Das Lächeln des Beamten erstirbt. „Na, hören Sie mal! Weshalb sind Sie dann eigentlich hergekommen? Und nun ein bißchen dalli. Wollen Sie erst in den Verdacht kommen, ein Spion zu sein? Na also! Dann fertigen Sie die Munibunkerskizze an. Und als Grund Ihrer Flucht kann ich unmöglich aufschreiben, daß Sie Ihre Ruhe haben wollten und sich von der Umwelt dort nicht verstanden fühlten."
Die weiteren Stationen sind die Aufnahmelager in Ilsen und Gießen. Alkoholisierte Halbstarke um Richard Ehrett, leichte Mädchen als Bettnachbarn bei seiner Verlobten. Das Dienstpersonal ist grob und unfreundlich. Es wird seine Erfahrungen gemacht haben. Dieses Milieu sind die beiden nicht gewöhnt, und es ist demütigend für sie, vom Personal mit den anderen in einen Topf geworfen zu werden. Und immer wieder stundenlange Ergänzungsverhöre. Bis sie dann eines Tages mit einem Judaslohn von je 150 Mark und der Notaufnahme in die „Freiheit" entlassen werden. Zwar hat in diesen Tagen seine Verlobte schon oft geweint und ihren Schritt bereut (sie wollte erst gar nicht mit), und auch Richard hat sich alles ganz anders vorgestellt, doch jetzt sind die Verwandten seiner Verlobten mit ihrem rassigen Wagen vorgefahren. Sie umarmen die beiden mit überströmender Freundlichkeit und nehmen sie in ein neues Leben mit.

Düsseldorf ist eine schöne Stadt. Richard Ehrett wohnt beim Onkel und seine Verlobte bei der Tochter, ihrer Cousine. Als Buchhalterin wird sie wohl an 500 Mark verdienen — sagen die Verwandten. Richard Ehrett findet Arbeit bei der amerikanischen Sandpapierfabrik Cabarundum. Stundenlohn 3 Mark. Ohne Abzüge 450,— im Monat. Er macht Springer, schüttet Lack und Sand in die Maschinen, transportiert Abfälle in den Keller und reinigt sie dort — und wo er geht und steht, umgibt ihn eine Wolke von Staub. Richtige Absaugvorrichtungen gibt es hier nicht, und Arbeitskleidung muß er selbst mitbringen. Die Arbeiter reden nicht viel miteinander. Sie haben keine Zeit und auch keine Lust dazu. Hier sieht jeder zu, daß er allein fertig wird. Geld verdienen ist die Hauptsache, und nur der Vorarbeiter wird umdienert, denn er weist die Arbeit zu, und von ihm hängt es ab, ob und wieviel man verdient. Und jeder versucht den anderen auszustechen. Richard Ehrett fühlt sich fremd. Er kennt das anders von zu Hause.
Er ist froh, wenn er abends dieser Staubbude entfliehen kann. Er ist unfroh, wenn er die Tür zur Wohnung des Onkels aufmacht. Die Leute sind freundlich, gewiß. Aber dieses ewige „Na ja, bei euch in der Ostzone..." das hört sich bei ihnen an wie „Hundetürkei" oder „Hinter dem Mond". Immerhin wohnen seine Eltern und Brüder dort und leben rechtschaffen und ehrlich. Und in dieses mokante Lächeln dieser reichen Verwandten hinein spricht er — fast gegen seinen Willen, aber um nicht ganz nackt und armselig vor den Protzen dazuste-



Blick auf die „Kö" in Düsseldorf. Aber es gibt nicht nur Prachtstraßen...

Deutsche Gesellschaft für Sozialbeziehungen e. V.

53 DUISDORF bei BONN, den 23. Jan. 1964
Postfach 109
Tel.: Bonn 270 4
Bankkonto: Comm[illegible]rzbank, Bonn, Martinstr. 12, Kto.-Nr. 16036

Die „Deutsche Gesellschaft für Sozialbeziehungen e. V." — DGfSB — hat es sich zur Aufgabe gesetzt, insbesondere solchen Flüchtlingen bei der Eingliederung in das Leben in der Bundesrepublik Deutschland behilflich zu sein, die vor ihrer Flucht in den bewaffneten Organen der Sowjetzone gedient haben. Die Erfahrung lehrt, daß gerade für solche Flüchtlinge der Wechsel in das Zivilleben in der Bundesrepublik oft nicht einfach ist. Hier mit Rat und — wenn die Hilfe der zuständigen Behörden nicht ausreicht — auch mit der Tat zu helfen, sieht die DGfSB als eine menschliche und gesamtdeutsche Verpflichtung an.

Die DGfSB ist überparteilich und an keine Konfession gebunden. Die Gesellschaft versucht, jeden Geflüchteten schon bald an seinem neuen Wohnort aufzusuchen, um festzustellen, wo eine kameradschaftliche Hilfe notwendig ist. Bei der großen Zahl der Geflüchteten kann das unter Umständen einige Zeit dauern. Daher ist es ratsam, wenn Sie möglichst bald Ihre erste feste Wohnanschrift der DGfSB an die vorstehende Adresse mitteilen. Dann können wir Ihnen dorthin auch unser Willkommensgeschenk übersenden.

Deutsche Gesellschaft für Sozialbeziehungen e. V.
Der Geschäftsführer

[signature]

Vornehme Umschreibung einer niedrigen Absicht: Agentenfang.

hen — vom Vater, der mit schwieligen Händen und ohne auf die Uhr zu schauen die LPG mit voranbringt, aber zusammen mit Mutter noch Zeit genug findet, um in der individuellen Hauswirtschaft (ja — auch ein vom Staat geschenktes Haus ist da!) je zwei Schweine und Kühe für eigene Rechnung zu halten. Und er spricht von den Brüdern, von Peter (28), dem Zootechniker und Lehrausbilder, von Andreas, der Meister in einer Schlosserei ist, und von Gregor (31), der eine Planierraupe im Tagebau fährt. Doch bei dem freundlichen „aha" und „na so was" der Tante und des Onkels klingt immer wieder der Zweifel durch, daß es da in der Ostzone überhaupt vollwertige Menschen gibt. Darüber ärgert er sich. Wenn Richard Ehrett auch blind ist und das, was er aus Mangel an Willenskraft, Einsicht und Einsatzbereitschaft im Leben versäumte, diesem Staat DDR als Schuld ankreidet, so bezieht er doch jetzt von dieser schmählich im Stich gelassenen Welt die Kraft und das Ehrgefühl, um nicht klein beizugeben. Als seine Verlobte von der „Dresdner Bank" mit dem Bescheid zurückkommt, daß sie dort als ausgelernte Buchhalterin wegen ihrer Jugend bei 180 Mark brutto anfangen darf, rücken Onkel und Tante mit der Sprache heraus. Kann sie nicht tagsüber die Kinder betreuen und ein bißchen beim Saubermachen helfen? 200 Westmark und freies Essen — besser kann sie es doch gar nicht haben.

Richard Ehrett, der „drüben" den Polituntericht verabscheute und den Worten über die Klassengegensätze keinen Glauben schenkte, spürt plötzlich, wie demütigend das persönliche Erlebnis dieser sozialen Unterschiede sein kann. Seine Verlobte hat in der DDR als Buchhalterin 400 Mark verdient! Auch hier macht keiner des anderen Dreck für 200 Mark weg. Soll sie das Aschenputtel sein, während die feinen Damen mit dem Wagen in der Stadt herumkutschieren? Und so viel weiß Richard Ehrett, daß der Onkel so viel verdient, ohne viel mehr als den Finger krumm zu machen, weil die Arbeiter mehr Arbeit leisten, als sie bezahlt kriegen.

Natürlich behält Richard Ehrett dieses Wissen für sich, jedoch das Ansinnen der Tante lehnt er rundweg ab, wenn er auch nicht gleich versteht, warum die Gefühle der Verwandten so plötzlich erkalten. Er weiß kaum davon, daß erfolgreiche Businessmen von jeher verstehen, menschliche Gefühle nur insoweit bei sich zuzulassen, wie das auch der Brieftasche zugute kommt.

Eines begreift Richard Ehrett. Er muß hier 'raus. Es ist so schwer nicht, eine Wohnung zu bekommen — wenn man 250 Mark Miete, eine größere Mietvorauszahlung und einen gepfefferten Baukostenzuschuß zu zahlen gewillt ist. Richard Ehrett will schon, aber er kann nicht. Und wenn er könnte, würde er es nicht durchhalten. Was ist, wenn die Frau ein Kind bekommt? Kinderkrippen gibt es nicht viel oder kosten eine Menge Geld, und was dann bleibt, wird vorn und hinten nicht reichen.

Endlich finden sie eine Bleibe. Die Dachkammern. Richard Ehrett greift zu. Ihm bleibt keine andere Wahl, denn das Wohnungsamt hat vor ihm noch 5000 Bewerber registriert, die schon Jahre in Baracken oder Dachkammern auf eine anständige Behausung warten. 120 Mark! In einer AWG in der DDR bezahlt man die Hälfte für eine $2^2/_2$-Zimmer-Wohnung im Neubau! Seine Frau (sie haben inzwischen geheiratet) arbeitet jetzt in der Waschpulverfabrik Henkel & Co. Er selbst hat endlich Anstellung in einer Landwirtschaftsgärtnerei gefunden. Hier erhält er 3,20 Mark Stundenlohn, aber welcher Unterschied zu seiner Gärtnerarbeit in Seelow! Jeder Tag hat hier $9^1/_2$ Arbeitsstunden, die Anfahrt von $1^1/_2$ Stunden nicht mitgerechnet, die auch täglich 1,20 Mark kostet. Es ist Knochenarbeit. Wenn der Sohn vom Besitzer mal von seinem Aufpasserposten heruntersteigt und eine halbe Stunde mit zugreift, dann nur, um die älteren Arbeiter anzutreiben und ihnen das nötige profitheckende Tempo vorzulegen. Zigarettenpausen gibt es nicht. Der Verschleiß an Arbeitskleidung ist hoch und muß aus der eigenen Tasche bezahlt werden. Diese Zustände will Richard Ehrett nicht hinnehmen. Er kennt es anders, besser. So kommt es, wie es kommen muß: Eines Tages, als der Junior laut-

stark die Arbeitsleistung von 33 Meter Zaun und Hecken für zu gering erachtet, schmeißt Ehrett die Arbeit hin. Zwar versucht der Senior ihn mit Lohnerhöhung und Vorarbeiterposten zu ködern, aber die Bedingung, sich für 5 Jahre zu verpflichten, riecht verdammt nach Zwangsarbeit. Die nächste Station ist Friedhofsgärtner. Aber Arbeitskräfte sind hier knapp, so muß man auch Totengräber spielen. Viel hängt vom Verhalten zum Chef ab, und einer schmiert den anderen aus. Kollektivgeist, Solidarität, Arbeiterrechte und Kritik am Chef, das sind hier böhmische Dörfer. Der erbarmungslose Konkurrenzkampf der Unternehmer pflanzt sich fort in der Rivalität der Arbeiter. Wer aufmuckt, kriegt todsicher die dreckigste und allerschwerste Arbeit. Für 400 Mark macht Richard Ehrett das nicht lange mit und fängt in der Druckerei Holle an. Hier wird er an der Falzmaschine seine 900,— Mark brutto verdienen. Dast ist nicht gelogen, aber erst nach der Einstellung merkt er, was Sache ist: Jeden Tag 2 Überstunden, am Monatsende 650,— netto, 230,— Mark Abzüge. Die Kirchensteuer wird gleich stillschweigend einbehalten. Das Betriebsklima ist nicht besser als auf dem Friedhof. Keine Werkküche, keine Arbeitskleidung. Kein Eßraum. Doch Richard Ehrett macht noch eine andere Erfahrung, die ihn erschüttert. Ein Arbeitskollege biedert sich an, weil er in Ehrett, dem „Zonenflüchtling", einen Gesinnungsgenossen vermutet. Als Ehrett entrüstet die Ansicht des anderen zurückweist, daß die SS viel zuwenig Juden vergast habe, da schaut ihn der andere verächtlich an und sagt böse, daß er ruhig hätte bei Ulbricht bleiben können. Tatsächlich sieht Richard Ehrett so manches, das ihm diese Frage sehr oft ins Bewußtsein drängt. Wo er wohnt, hat der Hauswirt im Hinterhof Baracken gebaut. Für ausländische Arbeiter. Mit einer Wasserstelle und einer Toilette. Pro Raum 120,— Westmark. Oder: Ein exmittiertes, verzweifeltes Ehepaar mit Kindern und armseligem Sack und Pack auf der Jan-Wellem-Straße unter einem selbstgemalten Protestschild.

Eines Tages findet er einen Brief vor. Eine „Deutsche Gesellschaft für Sozialbeziehungen e. V." fragt nach seinem Befinden und ob man irgendwie helfen könne. Richard Ehrett schreibt zurück und bittet um Hilfe bei der Suche nach einer anderen Wohnung. Wenige Tage später erscheint ein Mitarbeiter der „DGfSB". Bier hat er gleich mitgebracht. Er verspricht viel. Dann holt er einen Fragebogen aus der Tasche: Welche Kompanie, Fluchtweg, Stimmung der Soldaten etc.... Noch dreimal schreibt die Gesellschaft und schickt auch 30,— Mark als einmalige Beihilfe und die Zeitungen der revanchistischen Landsmannschaften. Doch Richard Ehrett antwortet nicht mehr. Er weiß, daß der Gehlen-Geheimdienst seine Opfer überall sucht. Er kann sich drehen und wenden wie er will, wiewohl er sich aus diesem Staat feige davongestohlen hat, immer zieht er Vergleiche, immer sieht er die Umwelt eben als ehemaliger Bürger der DDR und vermerkt mit Bestürzung, wie viele Lebensgewohnheiten und Ansichten aus jenem Deutschland ihm in Fleisch und Blut übergegangen sind. Seine ehemalige Umwelt provoziert ihn zur harten Kritik der gegenwärtigen. Sicher, jetzt haben sie beide zusammen 1000,— Mark. Aber sie essen Margarine und die billigste Wurst. Sie gehen nicht aus und sparen sich Geld vom Mund ab. Warum? Treibt sie das, was im Polituntericht „Existenzangst" hieß? Kommt man ins Geschäft, ist plötzlich das Brot teurer oder die Milch oder die Schuhe. Die anderen Arbeitskollegen haben sich daran gewöhnt oder resignieren oder verjubeln ihr Geld und schaffen sich nichts an. ‚Wer weiß, was noch kommt', denken die meisten.

Richard Ehrett wird da nicht heimisch. Ja, er wollte mehr Geld verdienen und leichter. Er hätte in der DDR kostenlos studieren können. Aber er wollte nichts lernen. Ist es da verwunderlich, daß ihm dort die Gesellschaft nicht alles in den Schoß legte? Hier mußt du rackern und rackern und kommst doch zu nichts, wenn du nicht andere für dich arbeiten läßt oder dem Chef um den Bart gehst, damit er dich zum Antreiber macht. Und das trennt hier die Menschen voneinander. Jeder denkt nur an sich. Aber bist du zu Hause nicht auch ein Ich-Mensch gewesen? Du hast dich über das geringe Verständnis für deine Person beklagt. Aber niemals hast du dich anderen anvertraut und selbst kein Verständnis für die Anforderungen der Gesellschaft gezeigt. Du bist kein Kraftfahrer geworden. Doch war es ein so unzumutbares Ansinnen, erst mal an wichtigerer Stelle einzuspringen? Allmählich dämmert in Richard Ehrett die Erkenntnis auf, daß seine Flucht und sein Verrat kein berechtigter Racheakt, kein Heimzahlen eines durch die DDR erlittenen Unrechts ist, sondern die Reaktion seines Egoismus, der nur zu fordern, aber nicht zu geben bereit war. Das menschliche Verständnis vermißte er, weil er es selbst nicht suchte und für andere nicht aufbrachte.

Weitere Nächte, weiteres Grübeln bringen dann eine andere Erkenntnis, beschämender noch als die erste, weil sich damit auch der letzte Sinn seiner Flucht als sinnlos erweist: Hier im Westen glaubte er dieses menschliche Verständnis zu finden, aber er findet es nicht, weil zwischenmenschliche Bindungen in dieser von Wohlstandsjagd und sozialen Gegensätzen beherrschten Welt keinen Platz haben. Als er eines Tages von der Arbeit kommt, liegen zwei Briefe da. Der eine, ein amtliches Schreiben, enthält die Aufforderung, sich zur Wehrerfassung zu melden. Der andere Brief ist von den Eltern. „Junge, komm zurück. Scheue die Strafe nicht. Auch die geht vorbei. Wir haben uns beim Staatsanwalt erkundigt..."

Seine Frau steht da, eine große stumme Frage in den Augen...

Richard Ehrett ist zurückgekehrt. Er wird verurteilt werden, denn er hat Verrat geübt. Es ist nicht unsere Sache, hier über das Strafmaß zu reden. Aber eines wissen wir: Die Genossen, die über ihn zu befinden haben, sind sich ihrer Verantwortung bewußt.

Richard Ehrett ist jetzt 22 Jahre alt.

Er ist spät zur Einsicht gekommen. Jedoch nicht so spät, daß sein ganzes Leben verpfuscht ist. *L. K.*



Mondstation „PLATO“

Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft



Die Spannung der drei Männer in B–IV wächst von Minute zu Minute. Immer wieder fliegen ihre Blicke, die sonst aufmerksam an den Anzeige- und Kontrollgeräten hängen, durch den hermetisch verglasten, breiten Sehschlitz hinaus auf die Mondoberfläche. Jeden Augenblick müssen die Fahrzeuge der rückkehrenden Expedition am östlichen Horizont auftauchen.

Endlich, in einigen Kilometern Entfernung schiebt sich das erste Expeditionsfahrzeug über eine flache Bodenwelle. Ihm folgen in „Kiellinie" noch drei weitere schwere Mondfahrzeuge. Wie eine Kette vorweltlicher Ungeheuer nähern sie sich der Station. Mit knappen Kommandos werden sie schließlich von der B–IV-Besatzung in einen der großen Fahrzeughangars eingewiesen. Das Unternehmen „Kap Laplace" ist zu Ende ...

Ob einmal eine sicher ausgebaute und bemannte Station auf dem Mond an den Wällen des Ringgebirges „Plato" liegen und dessen Namen tragen wird, läßt sich wohl kaum mit Sicherheit voraussagen. Daß aber früher oder später derartige Einrichtungen mit Hilfe der Raumflugtechnik geschaffen werden dürften, kann heute schon als gewiß angesehen werden. Immerhin gibt es zahlreiche wissenschaftlich festbegründete Argumente dafür, daß eine bemannte große Mondstation sowohl für die weiteren Etappen der Erschließung des Kosmos, als auch für spezielle Forschungen auf den Gebieten der Astrophysik, Meteorologie, Physik und anderer Disziplinen unschätzbaren Nutzen zu bringen vermag.

Die Errichtung einer solchen Station wird zweifellos ein astronautisches Abenteuer ohnegleichen sein und das Äußerste an wissenschaftlicher Voraussicht und technischem Wagemut fordern. Mehr oder weniger ernsthaft durchgearbeitete Projektvorschläge finden sich seit langem in der astronautischen Fachliteratur, aber erst in den letzten Jahren erhalten die von den Raumfahrtwissenschaftlern unterbreiteten Teil- und Komplexlösungen ein zunehmend fester wer-

dendes Fundament. Einen wesentlichen Beitrag liefert dazu die Raumflugtechnik selbst, mit den Ergebnissen ihrer Meß- und Beobachtungssatelliten sowie vor allem ihrer Mond- und Raumsonden. So beginnen sich auch die technischen Lösungen für manche allgemeinen Probleme schon recht deutlich abzuzeichnen.

Zu den wichtigsten gesicherten Erkenntnissen für die Errichtung einer Mondstation gehört zweifellos die, daß es unbedingt zweckmäßig sein wird, den größten Teil der Anlagen unter die Mondoberfläche zu verlegen. So ließe sich deren Gesteinsmaterial für die hermetischen Stationsräume und Verbindungsgänge als zusätzlicher Schutzmantel gegen kosmische Strahlen und Meteoriten verwenden. Die von der amerikanischen Mondsonde „Ranger 7" gelieferten Aufnahmen der Mondoberfläche scheinen immerhin anzudeuten, daß auf einer größeren Fläche und über eine längere Zeit hinweg durchaus mit wirksamen Meteoriteneinschlägen zu rechnen ist. Man wird somit nur die Anlagen auf der Mondoberfläche belassen, die unbedingt aus funktionstechnischen Gründen eine solche Position erforderlich machen. Im ersten Entwicklungsstadium einer solchen Station läßt sich ein entsprechender Ausbau natürlich nur schrittweise verwirklichen.

Im allgemeinen werden zu den auf der Oberfläche des Mondes verbleibenden Einrichtungen zunächst die Zugänge und Luftschleusen zum Betreten der hermetisch abgeschlossenen Station sowie zur Unterbringung von Fahrzeugen (Hangars) gehören. Ebenso werden auch große Teile der technischen Anlagen für die verschiedensten Raumfahrtzwecke (Verbindung mit der Erde, Start interplanetarer Raumflugkörper) dort bleiben müssen. Das betrifft vor allem die Start- und Landeplätze, die Antennen der funktechnischen Leitsysteme sowie die eventuell für die Überwachung und Leitung notwendigen Beobachtungszentralen. Tank- und Hilfsanlagen (z. B. Werkstätten) könnten dagegen ebenso in das schützende Mondgestein verlegt werden, wie die allgemeinen Aufenthalts-, Vorrats- und Arbeitsräume.

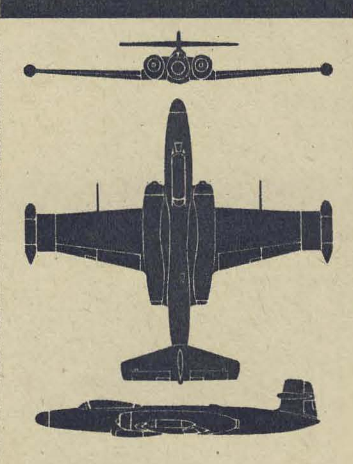
Zum Schutz der Zugänge, Luftschleusen, Hangars und Beobachtungsräume werden diese mit entsprechenden Abdeckungen versehen werden. So sind in einigen Projektvorschlägen kuppelartig gewölbte Überdachungen vorgeschlagen worden, die aus mehreren getrennten Schichten bestehen. Die äußeren Abdeckungsschalen sollen dabei aus relativ dünnem und leichtem Material gefertigt sein und freie Zwischenräume erhalten. Ein eventuell auftreffender meteoritischer Körper geringerer Energie würde schon von diesen Schichten ebenso zuverlässig abgefangen werden, wie ein großer Teil der kosmischen Strahlung. Die unterste Schicht des Schutzdachs soll dagegen eine wesentlich massivere Ausführung erhalten, um auch wirksamere Meteoriten und durchdringendere Strahlungen vom Innenraum fernzuhalten. Für einige wissenschaftliche Aufgaben (Astrophysik, meteorologische Erdbeobachtungen, physikalische und biochemische Experimente) wird es notwendig sein, Meß- und Beobachtungsräume auf der Mondoberfläche anzulegen. In diesen Fällen wäre ein ausreichender Schutz der Menschen und Geräte unter Umständen recht schwierig, so daß man wahrscheinlich bemüht sein wird, möglichst viele Tätigkeiten von automatischen Systemen ausführen zu lassen. Die Wissenschaftler und Techniker hätten dann nur zum Zwecke der unbedingt notwendigen Installationen und Kontrollen den betreffenden Geräteraum zu betreten.

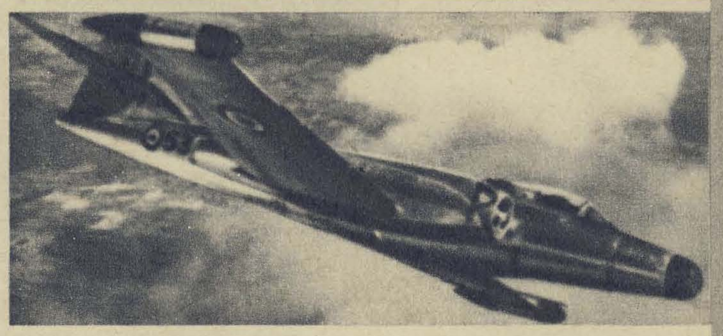
Die Klimaversorgung der hermetisch abgeschlossenen Station wird von einer besonderen Anlage gesichert, die zur Sauerstoffversorgung sowohl auf den Sauerstoffanteil des Mondgesteins, als auch auf einen biologischen Kreislauf zurückgreifen könnte, in den Pflanzen einbezogen sind. Die notwendige Elektroenergie für den Prozeß der Sauerstoffgewinnung aus Mondgestein wäre, ebenso wie die allgemein für den Stationsbetrieb benötigte Elektroenergie, leicht durch auf der Mondoberfläche befindliche Sonnenenergieanlagen zu erhalten. Ob die Pflanzen einer „Orangerie" des biologischen Klimasystems unter der Mondoberfläche in künstlich beleuchteten Räumen gehalten werden sollten, oder ob sie sich auch in hermetisch abgeschlossenen, transparent überdachten „Gewächshäusern" auf der Mondoberfläche unter Einwirkung der direkten Sonnenstrahlung entwickeln könnten, ist heute noch nicht klar zu beantworten.

Fest steht, daß es eines Tages Mondstationen geben wird, in denen Forschergruppen über einen längeren Zeitraum hinweg arbeiten werden.

Zeichnung: Hans Räde

ARMEE-RUNDSCHAU 2/1965 | TYPENBLATT | NATO-FLUGZEUGE





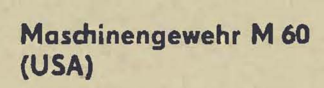
Avro CF. 100 (Kanada)

Taktisch-technische Daten:

Leermasse	10 464 kg
Abflugmasse (max.)	16 308 kg
Länge	16,50 m
Spannweite	18,54 m
Höhe	4,42 m
Höchstgeschwindigkeit	1 050 km/h in 3 050 m Höhe
Triebwerk	2 Turbinenluftstrahltriebwerke
Bewaffnung	8 Maschinengewehre 12,7 mm oder 2 Maschinengewehre 12,7 mm und ungelenkte Raketen
Besatzung	2 Mann

Die Avro CF. 100 ist die erste selbständige TI-Flugzeugentwicklung Kanadas. Sie ist eingesetzt als Langstrecken-Allwetterjagdflugzeug in den kanadischen und belgischen Luftstreitkräften. Die CF. 100 soll im Bestand der RCAF durch die F-104 ersetzt werden.

ARMEE-RUNDSCHAU 2/1965 | TYPENBLATT | NATO-WAFFEN SCHÜTZENWAFFEN



Maschinengewehr M 60 (USA)

Taktisch-technische Daten:

Masse als lMG	10,4 kg
als sMG	19,3 kg
Länge	109 mm
max. Schußentfernung	4000 m
günst. Schußentfernung	1000 m
Visierreichweite	100 . . . 1000 m
Kaliber	7,62 mm
Inhalt des Magazins	100 Patronen
Inhalt des Gurtkastens	300 Patronen
Patrone	NATO-Patrone
Bedienung	1 Mann

Das MG M 60 bildet mit dem Gewehr M 14 die Standard-Infanteriebewaffnung der USA-Armee. Es ist ein Gasdrucklader mit Drehbolzenverschluß und auswechselbarem Lauf.

ARMEE-RUNDSCHAU 2/1965

TYPENBLATT

NATO-FAHRZEUGE LKW



LKW „MAN L2A" (Westdeutschland)

Taktisch-technische Daten:

Gesamtmasse	12,0 t
Nutzlast	5,0 Mp
Länge	7900 mm
Breite	2500 mm
Höhe	2850 mm
Höchstgeschwindigkeit (Straße)	65,7 km/h
Steigfähigkeit	60 %
Kletterfähigkeit	500 mm
Watfähigkeit	850 mm
Bodenfreiheit	350 mm
Besatzung	1 Mann

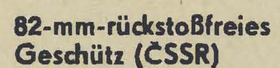
Der „MAN" ist ein Fahrzeug mit durchschnittlicher Geländegängigkeit, durchschnittlichem Nutzlastfaktor (0,715)) und einem Leistungsgewicht von 10,83 PS/t. Sein Einsatz erfolgt in der westdeutschen Armee als Mannschafts- und Materialtransportfahrzeug. Mit einem Kofferaufbau versehen, kann es für Sonderzwecke (Stabs-, Werkstattfahrzeug usw.) eingesetzt werden.

ARMEE-RUNDSCHAU 2/1965

TYPENBLATT

WAFFEN DES SOZIALISTISCHEN LAGERS





82-mm-rückstoßfreies Geschütz (ČSSR)

Taktisch-technische Daten:

Masse	360 kg
Masse des Geschosses	6 kg
Schußentfernung	1,2 . . 7 km
Anfangsgeschwindigkeit	800 m/sec
Kadenz	4 Schuß/min
Kaliber	82 mm
Bedienung	4 Mann

Dieses rückstoßfreie Geschütz, das hauptsächlich zur Panzerbekämpfung eingesetzt wird, zählt zu den Eigenentwicklungen der tschechoslowakischen Verteidigungsindustrie. Es ist eine wirksame moderne Artilleriewaffe und kann auch im indirekten Richten Ziele bekämpfen.





Durch die Blume,
durch die Zeile
schleicht man sich
in Herzen ein;
doch es geht auch
durch die Keule,
schweinegroß
und entenklein. —

Stöhr



DER TORPOSTEN. Der General kommt zu Fuß durch die Wache. Der Torposten läßt ihn unkontrolliert passieren. Der General stellt den Posten deshalb zur Rede und fragt: „Kennen Sie mich denn?“ Der Soldat: „Jawohl! Sind Sie nicht vom Stab?“



PROPHYLAXE. Frühjahr 1962. Die ersten Wehrpflichtigen werden gemustert. Der Vorsitzende einer Berliner Musterungskommission fragt seine Mitarbeiter vor Beginn der Arbeit: „Gibt es noch Fragen?“ Da meldet sich der leitende Arzt: „Fragen habe ich noch viele, denn das Wehrpflichtgesetz hat mich ja direkt vergewaltigt.“ Darauf der Vorsitzende: „Das glaube ich gern, Herr Oberarzt. Aber mir geht es ähnlich. Das Impfschutzgesetz gefällt mir auch nicht besonders. Aber was will ich tun? Trösten wir uns damit, daß beide Gesetze etwas gemeinsam haben: Sie beugen vor.“



ANSCHAULICH. Topografieunterricht über die grundlegenden Bodenformen. Zur besseren Anschaulichkeit vergleicht der Zugführer den Bergkegel mit einem Zuckerhut, den Talkessel mit einer Suppenterrine usw. Kurz vor Schluß der Stunde läßt er die Soldaten das Gelernte wiederholen. Soldat Hellmann hatte gut aufgepaßt. Nur beim Bergsattel muß ihm der Zugführer helfen: „Das ist doch ganz einfach, Genosse Soldat. Zwei sanfte Hügel und dazwischen eine Mulde ...“ Soldat Hellmann nickt verschämt, dann antwortet er zögernd: „Ich weiß nicht, wie ich mich militärisch richtig ausdrücken soll. Bei einem Mädchen wäre das einfacher ...“



ZUERST. Ein Regulierer der Volksarmee kommt mit seinem Krad die Dorfstraße entlanggefahren. Vor einem Gehöft hält er an. „Können Sie mir sagen, wie das hier heißt?“ fragt er einen Bauern. „Ja, hier heißt es zuerst: guten Tag!“





In Kürze auf der Leinwand DDR

Chronik eines Mordes

Im Empfangssaal des Rathauses einer kleinen westdeutschen Stadt sind die Festlichkeiten anläßlich der Neuwahl des Stadtoberhauptes in vollem Gange. Plötzlich zerreißen drei Schüsse die Stille der Eingangshalle. Zu Tode getroffen bricht der neue Bürgermeister zusammen. Sein Mörder war eine Frau. Bei der Tatortbesichtigung findet Staatsanwalt Dr. Hoffmann auf dem Tischchen neben dem Toten eine Mappe. Gleich einer Visitenkarte weist sie unweigerlich auf den Täter hin. Doch unbemerkt steckt Hoffmann diese Mappe ein. Er kennt ihren Inhalt, ahnt ihren Zusammenhang mit dem Motiv des Mordes. Für Dr. Hoffmann und seinesgleichen ist es unbequem, diese Zusammenhänge der Öffentlichkeit preiszugeben. Und so beschließt er, diese Mappe der Mörderin heimlich zurückzugeben. Ruth Bodenheim aber lehnt ab. So wird diese Mappe zur „Chronik eines Mordes“.

Das ist auch der Titel eines neuen spannenden und erschütternden DEFA-Films von Jo Hasler. Der bei uns durch „Sterne“ bekannt gewordene Drehbuchautor Angel Wagenstein schrieb frei nach Motiven von Leonhard Frank das Szenarium, und die Musik ist von Gerd Natschinski. In der Hauptrolle sehen wir in einer reifen schauspielerischen Leistung Angelica Domröse als jüdische Frau, die wider Willen zur Mörderin wird, weil es in ihrem Staat keine Gerechtigkeit gibt.

ju



DMV Berlin 1965

Hanus Burger: 1212 sendet

Petr Hradec, Sergeant der amerikanischen Invasionsarmee und tschechischer Staatsbürger, erhält 1944 in Frankreich einen undurchschaubaren Auftrag. Er bezieht Quartier in einer feudalen Villa und wird Mitarbeiter eines Soldatensenders, der in deutscher Sprache sendet. „Operation Anný" der 12. amerikanischen Armee rollt.

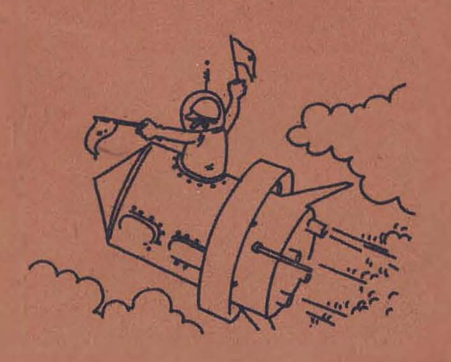
Sender „1212" lügt, Sender „1212" sagt die Wahrheit. Er bringt „Tatsachen", von denen sonst niemand weiß als die Angehörigen des Unternehmens, schillernde, undurchsichtige Charaktere; er läßt „Augenzeugen" zu Wort kommen, die das, was sie berichten, nie gesehen haben, er kommentiert, schafft Befriedigung und Unruhe und gibt sich seriös. Er dient einer Kriegführung, die man heute die psychologische nennt.

Petr erlebt Paris am Vorabend der Befreiung und kurz danach; er ist in Aachen, als es noch umkämpft wird, und lernt dort eine Frau kennen, die er später unverhofft wiedertreffen wird. „Anny" hat kurz vor Kriegsende ihre große Stunde. Sie stellt den Deutschen in der Eifel eine Falle, doch dann leitet sie Widerstandsgruppen an, die gar nicht existieren, und Georg Driesen, ein Überläufer, ist zum ersten Male über seine Tätigkeit befriedigt. „Anny" betrügt sogar ihre Mitarbeiter. In der Villa laufen die Fäden zusammen: Das Headquarters ist so nahe wie die vorderste Linie, Persönlichkeiten und interessante Frauen sind Gäste, prominente Gefangene werden vernommen, und Berlin meldet die neuesten Nachrichten einen Tag früher, als sie in deutschen Zeitungen stehen.

Der Bereich des Buches ist größer. Es führt uns ins befreite Prag und läßt die ersten Monate der Nachkriegszeit in Deutschland deutlich werden, und wir erkennen: Der Geist von „Anny" wirkt weiter.

Burger gestaltet spannend und eindrucksvoll. Die Ereignisse geben tiefen Einblick in das Geschehen jener Zeit, aber auch die Schicksale der Menschen rücken ungewöhnlich nah. Der Autor hatte Erlebnisse und Begegnungen wie nur wenige, und er besitzt die Fähigkeit, sie lebendig werden zu lassen, so daß man das Buch mit Vergnügen und mit Gewinn lesen wird, und auch noch einiges Nachdenken bleibt über das, was man erfahren hat — eben alles, was ein gutes Tatsachenbuch erreichen will.

Claus



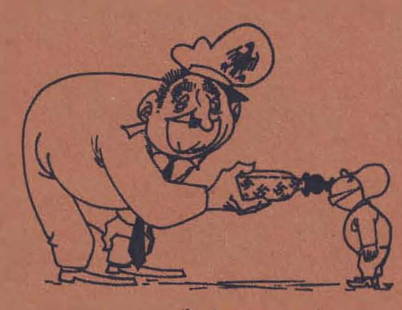
Soldatenhumor aus „Néphadsereg", Budapest.



„Lili-Marleen" erzählt

Die Bundeswehr will im Teutoburger Wald einen eigenen Sender mit Namen „Lili-Marleen" betreiben. Unser Programmvorschlag — eine Fragestunde.

FRAGE: Unser Spieß nannte de Gaulle einen alten Bock, Wilson einen Kommunisten und meinte, daß man vor allem auch den Russen und Ostdeutschen noch einmal zeigen werde, was eine Harke ist. Ist das die offizielle Linie?



Zeichnung: Arndt

ANTWORT: Die offizielle nicht. Aber bedenken Sie: Der Spieß ist die Mutter der Kompanie — und das Wort einer Mutter sollten Sie immer in Ehren halten!

FRAGE: Kanzler Erhard hat erklärt, daß eine Verlängerung der Verjährungsfrist für die Gewaltverbrechen der Nazis gegen die Verfassung wäre. Stimmt das?

ANTWORT: Natürlich, gegen deren persönliche Verfassung!

FRAGE: Stimmt es, daß Offiziere in den Kasinos Nazi-Lieder grölen und mit der MLF drohen, wenn sie betrunken sind?

ANTWORT: Nein! Nicht nur dann!

OBERFELDWEBEL BODO LIEBETRUTH

Geboren: 13. November 1941. Klub: ASK Vorwärts Oberhof. Beruf: Dreher. Größte sportliche Erfolge: Zweiter der Deutschen Juniorenmeisterschaften in der Nordischen Kombination 1962, Vierter bei internationalen Kombinations-Wettkämpfen in der ČSSR, Vierter der Thüringer Vierschanzentournee 1964.



Wer kann's ihm verdenken, daß er ein wenig neidisch auf die Erfolge der Spezialspringer schaut? Schließlich ist er selbst ein guter Schanzenjäger, und seine Kameraden Neuendorf und Bokeloh, einst selbst wie er Nordisch-Kombinierte, haben auf den Bakken ihren Weg gemacht. Er ist mit Dieter Bokeloh im Harzer Städtchen Benneckenstein groß geworden. Sie gingen in eine Schule und trainierten bei einem Übungsleiter. Rolf Heider war's, der ihr Talent im Springen und Laufen förderte und sie für den Armeesportklub vorbereitete. Sie wurden 1958 Soldat und Nordisch-Kombinierte beim ASK Brotterode. Heute ist Bodo Liebetruth einer der wenigen, die von Ernst Tallowitz' Mannschaft übrig geblieben sind. Wer nicht zu den Skipiloten überwechselte, hat sich inzwischen von dieser schwierigsten Disziplin des nordischen Wintersports verabschiedet. Der Durchbruch zur Weltspitze ist noch keinem geglückt. „Wenn man doch endlich einmal Erfolge sehen würde," klagt der heutige Oberhofer mit Recht und plagt sich im Training wie nur wenige. „Ich verzweifle wirklich bald, wenn es in dieser Saison nicht klappt . . ." Ein Erfolg hat sich allerdings, wenn auch privater Natur, schon eingestellt. Er hat das schönste Mädchen von Brotterode geheiratet – so behaupten seine Freunde. Und wer es bezweifelt, krame die Januarausgabe der „Armee-Rundschau" von 1961 heraus; auf dem Rücktitel lacht ihm dann die blonde Lisa Rodeck alias Liebetruth entgegen. KW

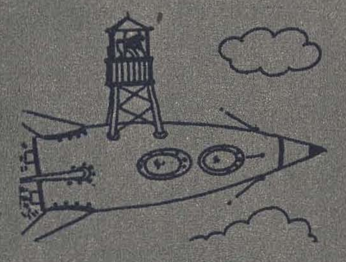


Waffenbrüder - Magazin

Wir gratulieren unseren sowjetischen Waffenbrüdern recht herzlich zum Tag der Sowjetarmee am 23. Februar. Am 8. Februar begehen die koreanischen Genossen den Tag der Volksarmee. Auch dazu unseren



Daß die Sowjetarmee nicht nur über die modernsten Waffen der Welt verfügt, sondern auch über Soldaten, die alle Voraussetzungen mitbringen, sie ausgezeichnet zu beherrschen, veranschaulichen fol-

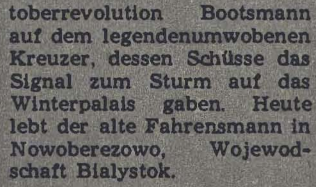


gende Zahlen: Von den im Jahre 1963 einberufenen Wehrpflichtigen besitzen 82,7 Prozent Hochschul- und Oberschulbildung sowie 70 Prozent Fachschulbildung. 78,2 Prozent gehörten bei ihrer Einberufung dem Komsomol an, 93,6 Prozent tragen das Sportabzeichen „Bereit zur Arbeit und zur Verteidigung der UdSSR".

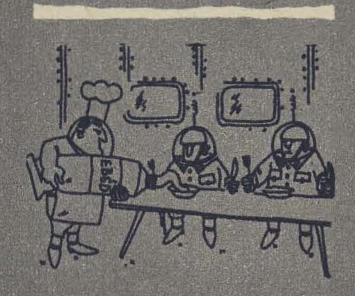
●

Einen Film über den „Bootsmann der ‚Aurora'" dreht zur Zeit das Filmstudio der Polnischen Volksarmee. Held des Filmes ist Jakub Martyniuk. Er war zur Zeit der Oktoberrevolution Bootsmann auf dem legendenumwobenen Kreuzer, dessen Schüsse das Signal zum Sturm auf das Winterpalais gaben. Heute lebt der alte Fahrensmann in Nowoberezowo, Wojewodschaft Bialystok.

●



Eine Oper über den antifaschistischen Widerstandskampf in Ungarn schuf der mit dem Kossuthpreis ausgezeichnete Komponist András Mihály. Im Mittelpunkt des Werkes steht der am 6. Juli 1942 von den Faschisten gefangengenommene und hingerichtete Kommunist Zoltán Schönherz. Mihály hatte gemeinsam mit ihm in der Illegalität gekämpft.

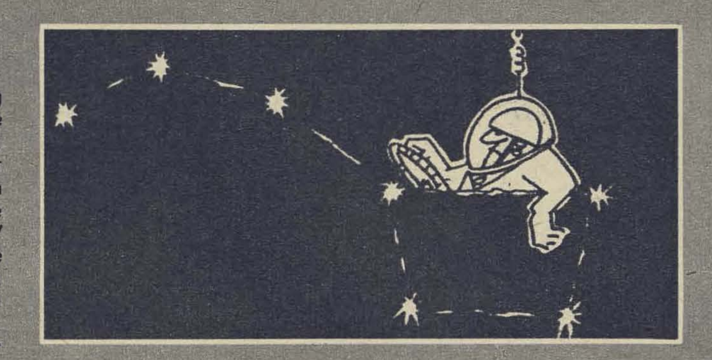


FACHBÜCHEREI

„Sowjetisches Raumschiff Woschod mit 3-Mann-Besatzung im Weltraum" – das war die wohl sensationellste Meldung des Olympia-Monats Oktober 1964. Daneben verblassen solche Mitteilungen, wie die vom Start von Kosmos 48/49/50. Wer will sich auch die immer zahlreicher werdenden Starts von Raumflugkörpern merken? Dabei ist es heute schon eine Frage der Allgemeinbildung, die Probleme der Astronautik zu kennen.
Dem Bedürfnis nach schneller und übersichtlicher Information zum bisherigen Stand des wissenschaftlich-technischen Fortschritts auf diesem Gebiet kommt das eben erschienene „Typenbuch der Raumflugkörper" entgegen, das eine zusammenfassende Übersicht aller vom 4. Oktober 1957 bis Juni 1964 unternommener Startversuche von künstlichen Erdsatelliten, Raumsonden, bemannten Raumschiffen und ihren Vorläufern gibt.
Die übersichtliche Gliederung, verständliche Beschreibung, die vielen Fotos, Zeichnungen und Prinzipdarstellungen sowie eine große Anzahl von Tabellen und das kleine Lexikon der Astronautik im Anhang, lassen das Buch zu einem wertvollen Schatz nicht nur der Fachleute, sondern aller technisch interessierten Leser werden. Die Autoren haben sich bemüht, in diesem beachtenswerten Buch neben den Namen und Startdaten alle erreichbaren Angaben über das Trägersystem, Bahndaten, Lebensdauer und Ergebnisse sowie Startort, Form, Gewichte und Ausrüstung zu bringen und zu illustrieren.
Zweckmäßig wäre es, um ein wirkliches Standardnachschlagewerk zu schaffen, periodisch Ergänzungen dazu herauszubringen.

W. Kopenhagen

„Typenbuch der Raumflugkörper 1957–1964" Herbert Pfaffe, Peter Stache, Deutscher Militärverlag Berlin 1964, 295 Seiten, 140 Abbildungen, 9,80 MDN.



Kybernetische Modelle (IV)

Das Hörorgan soll auf Schalleinwirkungen (Ruf, Pfiff) reagieren. Es ist schaltungstechnisch aufwendiger, da das vom Mikrofon aufgenommene Signal verstärkt werden muß. Erst mit dem verstärkten Signal kann man dann bestimmte Schaltvorgänge auslösen, so daß beispielsweise das Modell auf Anruf stehenbleibt. Nach einer bestimmten Zeit fährt es wieder an. Die zu dieser Funktion gehörenden Schaltungen zeigen die Bilder 1 und 2.
Der Vorverstärker (Bild 1) ist zweistufig aufgebaut, mit den Transistoren OC 870 (LA 30 bzw. GC 100). Im Eingang liegt ein Kristallmikrofon. Der Verstärker wurde direkt gekoppelt. Im Ausgang der Schaltung liegt der Übertrager K 30. Mit dem Regler 500 kOhm wird auf größte Verstärkung eingestellt.
Im Eingang des Zeitschalters (Bild 2) erfolgt die weitere Verstärkung durch den Transistor Tr1 (OC 870). Trifft auf den Eingang ein Signalimpuls vom Vorverstärker, so werden die Transistoren Tr 2 (OC 870) und Tr 3 (OC 821) angesteuert und das Relais Rel 1 zieht an. Die Relaiskontakte unterbrechen den Motorstromkreis (Modell bleibt stehen) und schalten den Elko 50 µF parallel zum Zeitglied. Mit dem

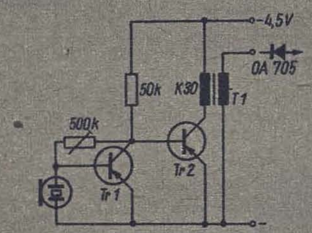


Bild 1: Schaltung des Vorverstärkers.

Einstellregler 100 kOhm kann jetzt die Länge der Haltezeit des Relais eingestellt werden. Die Empfindlichkeit der Schaltung auf Geräusche regelt man mit dem Einstellregler 25 kOhm.

Ing. Schubert

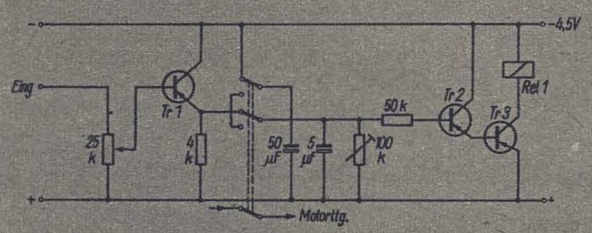
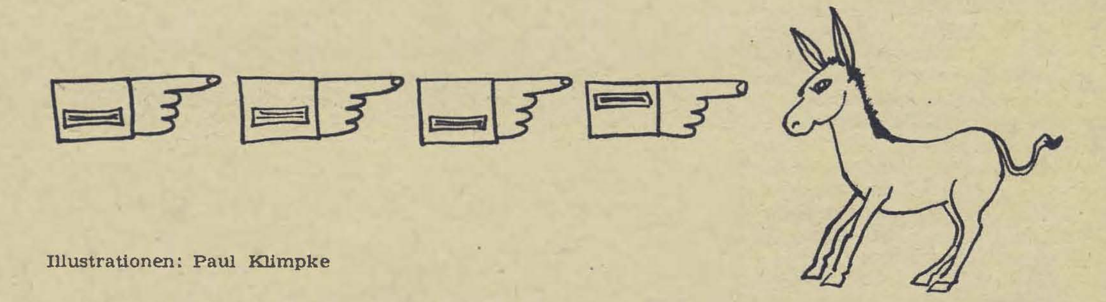


Bild 2: Zeitschalter des Hörorgans.



Ich muß Dir was erzählen!

Hör zu! Es war einmal – kein Märchen. Also, ich saß eines Tages in unserem Haus der Armee, da wurden Mutige gesucht, für eine Rätselrunde!
Gut, daß wir die Antworten aufschreiben mußten. Ich wäre im Nachteil gewesen, hätte ich reden müssen. Mein Gegenüber lächelte. Selbstsicherheit oder Wissenstotoerfahrung oder Bluff? Und die am Nebentisch benahmen sich so, als hätten sie die Runde schon gewonnen. Besonders der Leutnant. Aber die Truppe hatte wenigstens einen Offizier mit. Später bemerkte ich noch zwei andere zwischen den Soldaten. Aber bei uns hatte es wieder einmal geheißen...
Doch da gab's schon die erste Frage: „Wo und zu welchem Anlaß wurde die Bewegung der schreibenden Arbeiter und Genossenschaftsbauern ins Leben gerufen?" Du meine Güte, gleich so ein Hammer! Darüber wollten wir mal reden im Kompanieklub, aber immer wurde es verschoben. Also: Wenn der HdA-Chef weiter an der Stelle bohrt, da mach ich in der Pause hastewaskannste die Mücke.
Und die anderen schrieben. Schrieben lange Sätze auf ihre winzigen Zettel. Meiner blieb



Illustrationen: Paul Klimpke

leer. Ein weißer Fleck im Wissen des Soldaten Schulze.
Wissen! Wir hätten wissen müssen, daß uns ein Hauptmann an dem Abend Fragen stellen und Bücher geben würde, wenn wir was wußten. Unsere Intelligenzasse Kleiber und Friedrich säßen dann schon hier, um die Ehre der Kompanie zu retten. Aber bei uns weiß man immer nichts Genaues. Von Vorbereitung keine Rede. Ich saß also da, ärgerte mich, weil die anderen

etwas wußten. Und ich erinnerte mich an das Antreten zum Mittagessen. Da hatte der Zeigefinger unseres „Spießes" auch mich getroffen. Wie beim Abzählen. Mit einem ganz neuen Reim. So ungefähr:

Zehn Soldaten müssen gehn
neunzehn Uhr zum HdA,
irgendwas soll dort geschehn
aber weiß nicht, was es war.
Du wirst gehn und du und du.
Müllers Esel, Müllers Kuh.

Bei den nächsten Fragen fühlte ich mich nicht mehr wie Müllers Esel. Geographie und Kfz.-Technik – das war was für Mutters Sohn! Meine Zettel füllten sich mit Antworten. Aber auch die anderen schrieben. An den Tischen im Saal wurde um die Fragen gestritten. Zehn Fragen, fünfzig Antworten. Ein Pfannendeckelgong forderte Ruhe. Ich dachte, mich laust der Affe: Wir hatten gewonnen, mein Gegenüber und ich. Bis auf zwei Fehler war alles richtig. Der Leutnant und seine Soldaten blieben ohne Buch. Wir durften uns sogar eins aussuchen. Einen Roman. ich! Wo ich kaum so was lese. Außerdem braucht man Zeit dazu. Und des Soldaten Zeit ist noch magerer als sein Gehalt. Ich nahm mir das Buch „Insel der Verwegenen" von Arkadi Fiedler. Weil der Einband so abenteuerlich aussah und mir jemand sagte, es sei spannend.

Zwischen den einzelnen Rätselrunden brachten uns eine Frau und der Hauptmann vom Haus der Armee zum Lachen. Sie lasen Gedichte vor und Geschichten aus einem Eulenspiegelbuch. Was es nicht alles gibt! Und wie wenig kennt man! Da las der Hauptmann ein Gedicht über das Zimmer Nummer sechsundzwanzig, wo einer mit einer nackten Frau liegt, spricht und so weiter. Und ein Spiegel spielt 'ne Rolle und Brüste. Zum Schluß fragt er sie: „Wie heißt du eigentlich?" Die Zeile habe ich mir gemerkt. Wir haben gelacht.

Aber mir ist das Lachen bald vergangen. Auch die erste Frage vergaß ich, auf die ich keine Antwort wußte. Die nächsten Runden wurden K.-o.-Runden für unsere Truppe.

Der Hauptmann vom HdA traktierte uns wieder mit Literatur. Der hinkt auch auf einem Bein, dachte ich mir, so wie ich mit Kfz.-Technik und Geographie. Das einzige, was unsere Soldaten und Unteroffiziere hatten, war Mut. Mut sich vorne hinzusetzen, kluge Gesichter zu machen und dann weiße Zettel abzugeben, viele weiße Zettel.

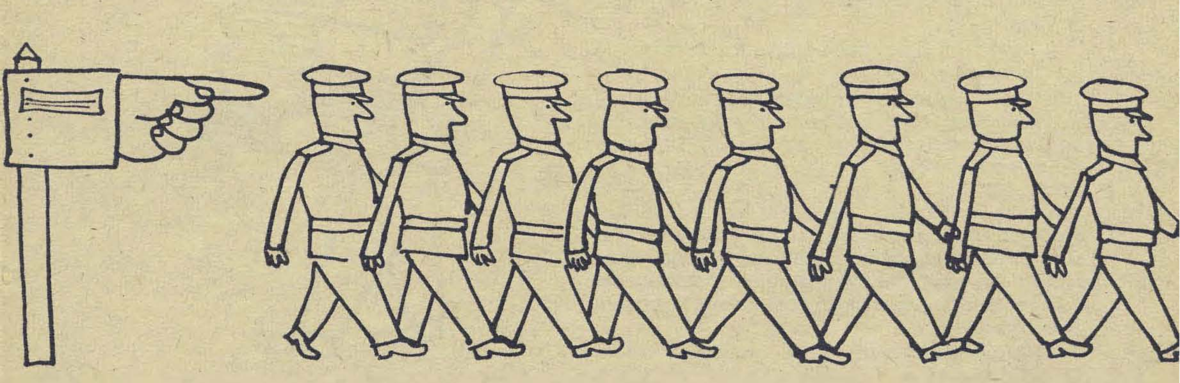
Die Truppe von dem Leutnant machte auch



manchen Fehler. Aber unter den Blinden ist der Einäugige König. Und so kassierte der Leutnant ein Buch nach dem anderen.

Ich dachte an unseren „Spieß" und seinen Finger und den Abzählreim, und jede Niederlage gab mir einen Stoß. Bis zu dem Entschluß, am anderen Tag unseren „Vater der Kompanie" zu stellen. Denn die von der anderen Truppe waren vorbereitet. Ich habe einen Soldaten gefragt. Sie wußten eine Woche vorher von dem Abend und haben während einer „Generalprobe" im Kompanieklub die Klügsten ermittelt.

Dann lud der Hauptmann uns ein. „In einem





Monat, Genossen, sehen wir uns hoffentlich wieder. Wir werden reisen, geradeaus oder umsteigen. Mit elf Wissensgebieten durch die Sowjetunion."

Da nahmen wir uns vor: Wir kommen wieder und vorbereitet. Und bei mir dachte ich: Und mit Offizieren, sie gehören dazu.

Ein Unteroffizier von uns sagte: „Verdammich, man merkt bei so einer Sache, wie wenig man weiß." Ich freute mich sogar ein bißchen über diese Selbstkritik. Denn die Runde, in der jener Unteroffizier mitriet, war unsere mieseste.

Ich habe diesen Abend nicht vergessen. Warum, kann ich nicht einmal genau erklären. Vielleicht, weil ich ein Buch gewonnen habe. Vielleicht, weil ich zum ersten Mal im Haus der Armee war. Vielleicht, weil wir nicht agitiert wurden, sondern unterhalten. Weil wir selbst beteiligt waren.

Am anderen Tag stellte ich unseren „Spieß" im Klubraum. Wunderbare Zufälle. Mit ihm redete der FDJ-Sekretär unseres Bataillons. Ich berichtete ihnen von unserer Niederlage. Sie schwiegen eine Weile. Dann zuckte mein „Spieß" mit den Schultern und zeigte mit seinem Finger auf den „Jugendverband" wie gestern auf mich und sagte: „Ich? Ich habe selber erst am Vormittag einen Anruf gehabt, da wurde mir mitgeteilt: Zehn Soldaten aus deiner Kompanie müssen . . ."

‚. . . Neunzehn Uhr zum HdA, irgendwas soll dort geschehn', ergänzte ich in Gedanken.

„Und wir", sagte der Unterleutnant und meinte die vom Stab, „wir wollten euch nur noch mal an das erinnern, was im HdA los ist. Der Plan hängt an der Tafel."

„Wo?"

Wir fanden ihn nicht. Vielleicht lag er in einem Schreibtisch oder sonst irgendwo. Jedenfalls war eine Lücke zwischen unten und oben. Eine Lücke, die man mit dem dünnen Telefondraht zu überbrücken versuchte. Und so kam es zu den Abzählreimen.

Der „Jugendverband" hätte weniger Arbeit, wenn er die Veranstaltungen im Hause der Armee ausnutzen würde. Der Unterleutnant nickte nachdenklich, versprach nachzudenken und mitzuhelfen. Sogar mitreisen wollte er durch die Sowjetunion.

Und wir reisten. Aber nicht durch die SU, sondern zum Schießplatz. Nicht überraschend, nein, langfristig geplant. Und ich will Meier und nicht Schulze heißen, wenn das der HdA-Leiter nicht hätte berücksichtigen können. (Führungs- und Leitungstätigkeit, ich hör dir trapsen.)

Ja, wir hätten so gern gewonnen. Wie ich später erfuhr, hat bei dem zweiten Rätselabend wieder der Leutnant mit seiner Truppe ins Schwarze getroffen. Übrigens, wir auf dem Schießplatz auch, möchte sein.

Danach gab's 'ne Menge zu tun. Die Winterumstellung unserer Fahrzeuge, eine lange Reihe Fahrten. Ich vergaß das Haus der Armee, ich vergaß mein Buch von den Verwegenen und die noch immer nicht beantwortete Frage und die Lücke zwischen unten und oben.

Eines Tages, wir waren angetreten zum Mittagessen, erinnerte mich der Finger unseres „Spießes" an alles.

Zehn Soldaten müssen gehn
neunzehn Uhr zum HdA
irgendwas soll dort geschehn . . .



Ich ließ mich nicht treffen, meldete mich und wurde mitgezählt. Als wir abmarschierten, zählte ich fünfzehn. ‚Sieh an‘, dachte ich, ‚da sind einige neugierig geworden.‘

Innerlich vorbereitet auf ein neues Wissenstoto, kamen wir im Haus der Armee an. Aber diesmal gab's eine Buchtombola.

Wieder Bücher also. Und wo die sind, ist wohl der Hauptmann nicht weit. Ich schwor mir, auf der Hut zu sein und auf eine eventuelle Frage nach den „Verwegenen“ (die ich immer noch nicht gelesen hatte) mit der Gegenfrage zu kontern „Was halten Sie in ihrem Veranstaltungsplan von der Mathematik?“ In unserer Kompanie war nämlich ein Mathe-Zirkel im Entstehen, und es gab da ein paar Asse, die den Leutnant mit seinen Mannen zwecks Ehrenrettung gern aufs Kreuz legen würden.

Es kam jedoch alles ganz anders. Der Hauptmann begrüßte uns freundlich und bot uns Lose. Ich investierte eine Mark und gewann den Band „Urania Universum“. Da ließ ich mich's noch sieben Mark kosten (pro Los 50 Pfennig) und hatte zu guter Letzt sechs Bücher zu vierundvierzig Mark fünfzig.

Mir war nicht ganz geheuer, mit Speck fängt man Mäuse. Doch der Hauptmann blieb friedlich. Er fragte mich nur, ob ich wiederkommen wollte, gemeinsam mit den anderen, zu einer Unterhaltung über Bücher.

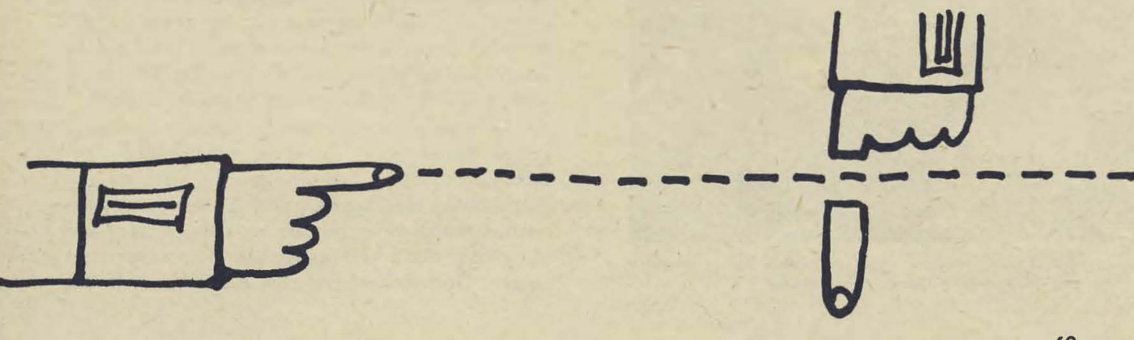
Da hörte ich mich ja sagen, und vierzehn Tage darauf saßen wir im Lesecafé wieder beisammen.

Es hat sich gelohnt. Der Hauptmann erzählte von Büchern, die wir meist gar nicht kannten. „Wir sind nicht Staub im Wind“, „Der geteilte Himmel“, „Spur der Steine“, „Die Liebe des Soldaten Fred“. Alle diese Bücher waren unter meinen sieben nicht. Ich merkte, daß ich erst am Anfang war, am Anfang meiner Sammlung, am Anfang des Lesens.

An dem Abend fiel mir auch wieder die Frage ein, jene erste. Da stellte ich sie dem Hauptmann. Und ich erfuhr von Bitterfeld, von der ersten und zweiten Bitterfelder Konferenz, erfuhr Einzelheiten. Auch über die schreibenden Arbeiter erzählte der Hauptmann, über ihre zweite Schicht, die am Schreibtisch. Zeit: Sie fanden sie auch, sie suchten sie. Zum Lesen und zum Schreiben sogar, die Arbeiter.

Ich glaube, meine Büchersammlung wird in der nächsten Zeit anwachsen.

So, und jetzt gehe ich. Ich habe eine Unterredung mit dem „Jugendverband“, über den Plan vom Hause der Armee, über die Lücken. Warum? Darum, weil ich den Abzählreim nicht leiden kann und den Finger unseres „Spießes“. Und außerdem: Der HdA-Leiter reitet nicht nur ein Steckenpferd. Im nächsten Monat ist Matheolympiade. Da wollen wir mal sehen. Das wäre doch gelacht. *W. F.*





Unersättlich sind die Mäuler der Luftriesen vom Typ An-12, die von den Soldaten der Luftlandeeinheiten „fliegende Wale" genannt werden. In der Tat, der Ausdruck paßt zu dem Kampfzonen-Transporter. Wenn seine Ladeluke geöffnet ist, dann steigen die Soldaten und Fallschirmjäger gleich zug- und kompanieweise ein, dann verschwinden die Luftlandepanzer, Geschütze und Kraftfahrzeuge Stück um Stück im Bauch des „Wales". Bis zu 16 000 kg Nutzlast finden im Innern des gedrungenen Rumpfes Platz. Mechanische Transportbänder beschleunigen den Verladevorgang bzw. den Abwurf der Geräte.

Innerhalb kurzer Zeit sind Truppen und Material verfrachtet, die Ladeluken hydraulisch geschlossen. Jetzt sprechen die vier starken PTL-Triebwerke ihr Wort. Mit je 4000 PS Leistung reißen sie die schweren Maschinen vom Boden los. Nur Minuten dauert es, dann haben die Transporter eine Höhe erreicht, die vor einigen Jahren noch Rekord bedeutet hätte. 10 200 m praktische Gipfelhöhe für schwere viermotorige Transportflugzeuge, das will etwas heißen. Die Triebwerke vom Typ AI-20 geben 90 Prozent der Leistung als Zugkraft an die Luftschraube ab, die restlichen 10 Prozent dienen als Schubkraft. Kein Wunder, wenn da der Luftriese mit 770 km/h eine Geschwindigkeit erreicht, um die ihn im letzten Kriege selbst Jagdflugzeuge beneidet hätten.

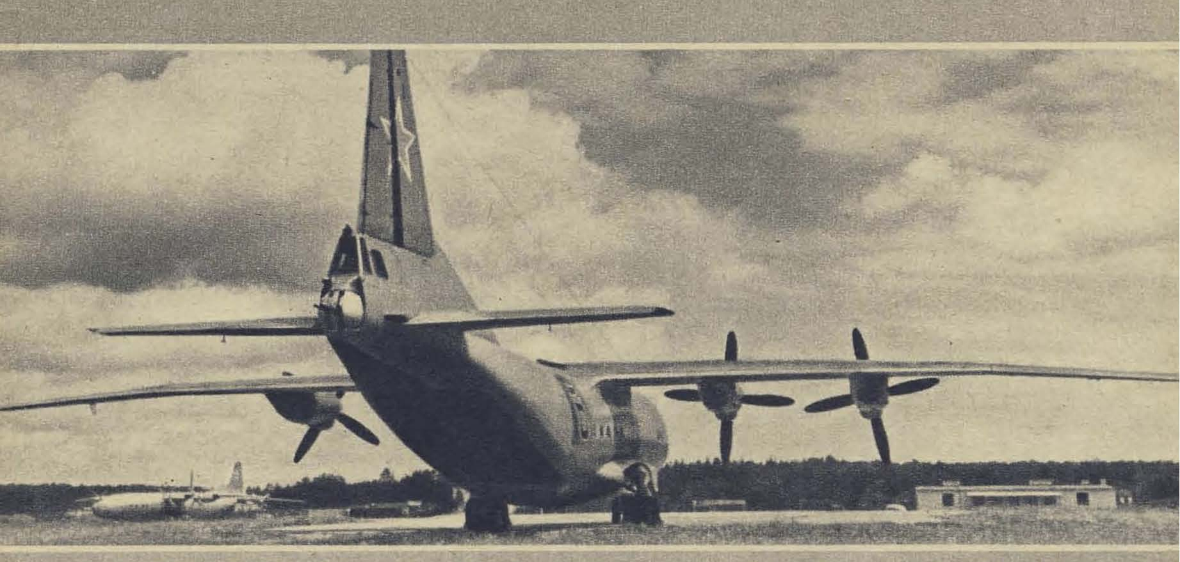


Die Fallschirmjäger werden gleich kompanieweise, mit Waffen und Gerät, transportiert.

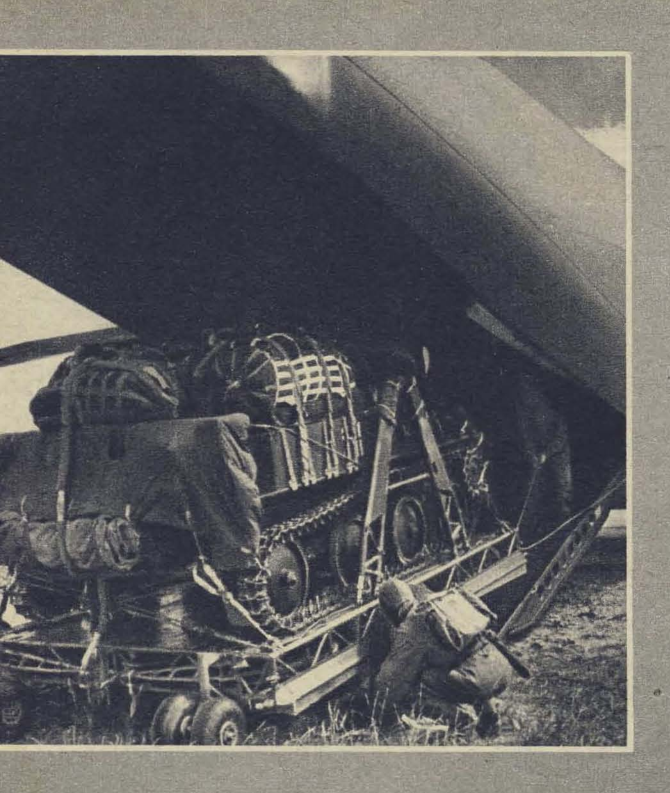
Im Transportraum der zuerst gestarteten Flugzeuge sitzen dicht an dicht die Männer der Sicherungsgruppe. Sie springen als erste ab, um den Abwurf der Waffen und Geräte aus den nachfolgenden Flugzeugen zu sichern. Nur ein Minutenabstand trennt sie von den folgenden Ketten. Dort stehen, auf den Abwurfplattformen

FLIEGENDE WALE

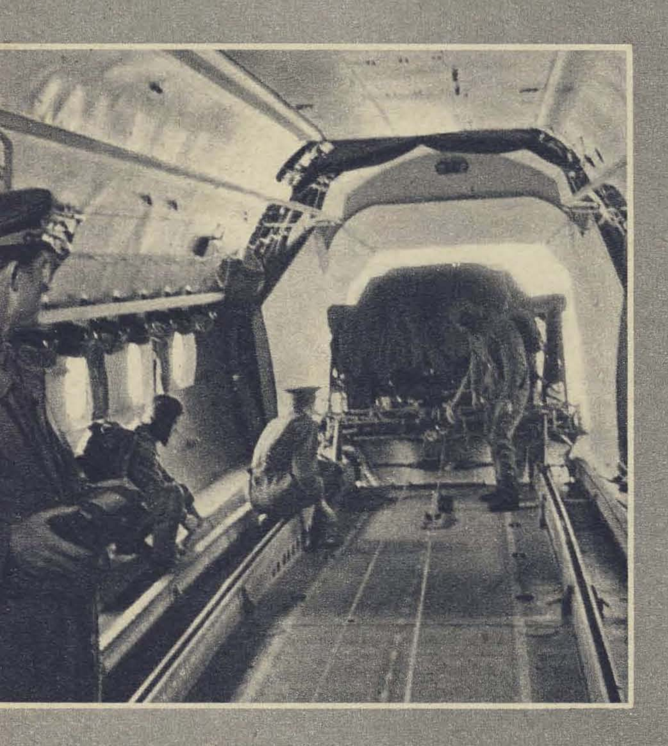
Von AR-Korrespondent Oberst N. P. KOROLKOW, Moskau



Die An-12 ist als Schulterdecker ausgelegt. Diese Bauweise birgt viele Vorteile in sich; so auch den, daß sich bei einer eventuellen Notwasserung das Flugzeug lange über Wasser hält. Vier Propellerturbinen AI-20 von 4000 PS Leistung treiben das Flugzeug an. Ihr Leistungsüberschuß ist so groß, daß das beladene Flugzeug mit nur drei Triebwerken auf einer Graspiste starten kann. Die hochstehenden Triebwerke lassen Luftschraubenschläge nicht zu.



Die schweren Geräte bzw. Fahrzeuge sind auf Abwurfplattformen verzurrt, mit denen sie an mehreren Fallschirmen zur Erde gleiten. Stoßdämpfer mindern den Aufprall.

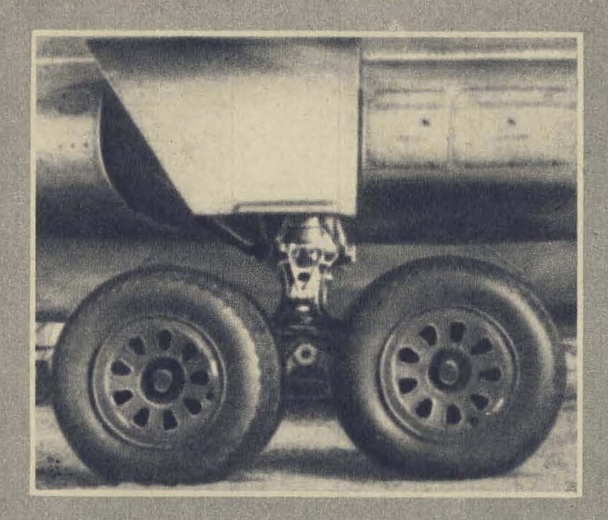


fest verankert, die mit Spezialfallschirmen versehenen schweren Geräte bzw. Fahrzeuge bereit, den Weg zur Erde anzutreten.

Sobald der Abwurfraum erreicht ist, werden die Steuermänner dieser Flugzeuge einen bestimmten Knopf auf der Armaturentafel drücken und damit die Ladeluken öffnen. Auf Schienen gleiten dann die Plattformen mit ihren Lasten dem Abgrund entgegen. Nichts behindert ihren Fall, denn das hochgezogene Heck des Rumpfes ermöglicht es, sowohl die Lasten reibungslos abzuwerfen bzw. abzusetzen als auch aufzunehmen. Entsprechend den Erfordernissen des modernen Gefechts hat das Kollektiv um den bekannten sowjetischen Konstrukteur O. K. Antonow das Großraum-Transport-Flugzeug konstruiert. Der relativ kurze Rumpf (37 m) hat einen Durchmesser von 4,10 m, ist großvolumig und hat trotzdem eine nur kleine Oberfläche. Er ist in Ganzmetall-Schalenbauweise gefertigt, sehr stabil und verträgt allerhand Überbelastung.

Unter dem Rumpfbug liegt die Funkmeßwanne. Die Antenne des Funkmeßgerätes kann so umgestellt werden, daß das Gerät zur Navigation, zum Erfassen anderer Flugzeuge und als Gewitterwarnradar verwendet werden kann.

Von weiterer Wichtigkeit ist die Auslegung des Flugzeuges als Schulterdecker. Abgesehen von aerodynamischen Vorteilen, ist diese Bauweise deshalb vorteilhaft, weil sie einen bestimmten Schutz gegen das Ansaugen von Fremdkörpern durch die Triebwerkskompressoren bietet. Weiterhin stehen die Luftschrauben so hoch vom Boden entfernt, daß selbst Kaftfahrzeuge bequem darunter hinwegfahren können. Auch Menschen werden durch Luftschraubenschlag nicht gefährdet; und was für Transportflugzeuge dieser Art bedeutungsvoll ist, es werden gute Langsamflugeigenschaften erzielt. Die An-12 ist mit einer Reisegeschwindigkeit von 650 km/h (max. 770 km/h) und einer Nutzlast von 12 000 bis 16 000 kg das gegenwärtig leistungsfähigste Kampfzonen-Transportflugzeug. Es verfügt über eine Reichweite von mehr als 4000 km. Seine Steigfähigkeit von 10 m/s vervollständigt die Charakteristik. Mit der An-12 hat die Entwicklung der sowjetischen Luftlandetechnik seit 1934, da erstmals 1000 Fallschirmjäger bei Manövern zum Einsatz kamen, einen neuen Höhepunkt gefunden.



Das Hauptfahrwerk der An-12 (einziehbar).

Im hochgezogenen Heck liegt der Heckstand mit den beiden 23-mm-Maschinenkanonen, der notwendigen Schutzbewaffnung eines Transporters. ▼

Soldaten schreiben für Soldaten

...und noch höher hinauf!

Individuelle Erziehung ist eine Forderung, die leichter erhoben als erfüllt wird. Was sollten wir mit Gerd Wohlert machen? Er wollte und wollte nicht auf den Klettermast steigen. Natürlich gehört etwas Mut dazu und nur wenige von uns schafften es gleich auf Anhieb bis zur Spitze. Doch Gerd war nicht einmal bis zur ersten Rahe hochzukriegen. Zwar brauchen unsere Matrosen an Bord nicht mehr auf einen Segelmast zu klettern – aber bei irgendeiner Gelegenheit auf See konnte sich ein solches Training schon auszahlen. Deshalb stand der Klettermast also auf dem Gelände und dem Ausbildungsprogramm unserer Schule, aber Gerd stand stets daneben, als sei er auf Mutter Erde festgewachsen. Aussprachen, Spott, Ermahnungen – nichts fruchtete.

Der Tag der Abschlußprüfung rückte immer näher und mit ihm ein großes Ereignis: Unser Chef hatte hohe Offiziere und Gäste aus Betrieben und von der Bezirksleitung der Partei eingeladen, die den Leistungsstand unserer Genossen in Augenschein nehmen sollten. Soweit, so gut. Aber ein Haken war dabei. Unsere Einheit sollte ihr Können am Klettermast demonstrieren.

Da war guter Rat teuer. Einer von uns schlug vor, Gerd gar nicht erst mit antreten zu lassen. Das würde nicht weiter auffallen. Andere meinten, Gerd könne sich doch schnell eine Erkältung zu- und ins Revier einziehen.

Aber diese Vorschläge wurden alle abgelehnt. Es wäre einfach nicht ehrlich gewesen.

Einen Tag vor der Prüfung gingen wir noch einmal zum Mast und probierten. Alle schafften es – außer Gerd. Wir schimpften wie die Rohrspatzen, bis plötzlich unser Max sagte: „Morgen wird er klettern, verlaßt euch darauf!" Verwundert schauten wir den Sprecher an, am blödesten guckte Gerd.

Viel wurde am Abend noch darüber gesprochen, aber alle Fragen prallten an Max ab, der bedeutungsvoll schwieg.

Anderntags war es dann soweit. Wir standen in Reih und Glied vor dem Klettermast und da traten auch schon aus einem nahen Gebäude ein Admiral, viele hohe Offiziere und zivile Gäste aus der Stadt heraus. Doch was war das? Zwanzig junge, frische Mädchen aus der Schwesternschule, mit denen wir einen Freundschaftsvertrag abgeschlossen hatten, waren dabei. Das stand nicht im Programm!

Noch ehe die Besucher nahe herangekommen waren, ertönte plötzlich Max' sonores Organ: „Gerd, schau dich mal unauffällig um. Deine Freundin Monika ist auch dabei! Ihr wollt euch doch nächsten Sonntag verloben, nicht wahr?"

Gerd zuckte zusammen und sein Gesicht war rotübergossen.

Kurz und gut: Gerd kletterte. Nicht gerade wie ein junger Gott, aber er schaffte es. Unser guter Ruf war gerettet. Der Held des Tages aber war unser Max, der durch einen Zufall dahintergekommen war, daß sich der in intimen Angelegenheiten sehr verschlossene Gerd und die Monika von der Schwesternschule liebten. Max hatte nie darüber gesprochen und es nur in dieser unserer Not für richtig befunden, den Kompaniechef davon zu informieren, der dann seinerseits die Erlaubnis unseres verständnisvollen Schulleiters erhalten hatte, die jungen Damen einzuladen.

Leutnant d. Reserve D. Gülland

Der Delphin

Ich saß auf der Terrasse des Strandcafés „Plazowa" und wartete auf Hanka. Von meinem Platz aus hatte ich einen herrlichen Ausblick auf den Hafen, den Strand, den Boulevard und die Reede... Wie gewöhnlich zogen auch an diesem Sonntag viele Menschen dorthin, und der Strand war übervölkert.

Plötzlich fesselte ein junges Paar meine Aufmerksamkeit, das auf der Promenade entlangspazierte. Er war ein großer schmächtiger Marineleutnant und sie eine anmutige, quicklebendige Blondine. Das Mädchen kannte ich nicht, aber das Profil des Offiziers kam mir bekannt vor. Leider konnte ich in meinem Gedächtnis weder seinen Namen, noch den Umstand wiederfinden, unter dem ich mit ihm vielleicht einmal zusammengetroffen war.

Und plötzlich eine Erleuchtung. Mein Blick fiel

auf ein altmodisches Fernglas, das der Leutnant gerade seiner Begleiterin reichte, wobei er ihr einen Platz zeigte, um sie zu fotografieren. „Delphin". Ja, nur er konnte der Besitzer dieses originellen Requisits sein. Aber wie die Zeit vergeht ... Als ich diesen Jungen das erste Mal traf, war er noch Offiziersschüler im zweiten Lehrjahr an der Offiziershochschule der Kriegsmarine, und heute glänzen an seinem Rock schon zwei goldene Ärmelstreifen. Er hat sich gut 'rausgemacht ... Wie hieß er doch noch? Ach ja, Kamiński, Józef Kamiński ...

☆

Das Schulschiff „Gryf" befand sich damals auf einer Fahrt in das Mittelmeer. Wir näherten uns gerade Gibraltar. Afrika war ganz in der Nähe ... Um die Mittagsstunde strahlte die Sonne fast senkrecht hernieder. Die Quecksilbersäulen erreichten – im Schatten – 30 Grad Celsius. In den Schiffsräumen, besonders in den unteren, war es kaum auszuhalten.
Die wachfreien Matrosen warteten auf die Mittagspause wie auf die Erlösung, um in der angenehmen Kühle hinter den Aufbauten ein Stündchen schlummern zu können, oder sich von dem Wasser abkühlen zu lassen, das aus den Hydranten reichlich auf Deck gespritzt wurde.
Als ich in der Offiziersdusche meinen Nacken unter dem H_2O-Strahl aus dem Atlantik schob, ertönte das Alarmsignal „Mann über Bord". Wild heulte die Sirene in kurzen Abständen. Das Schiff verlangsamte die Fahrt. Die Decks dröhnten unter dem Poltern der Matrosenschuhe. Es bestand kein Zweifel, jemand war über Bord gegangen.
Ich lief an Oberdeck. Der zehnriemige Kutter wurde schon zu Wasser gelassen.
Eine Gruppe von Offiziersschülern hatte sich an der Leeseite angesammelt, und sie zeigten sich gegenseitig etwas an der Oberfläche des Ozeans.
Einige Kabellängen von uns entfernt trieb zwischen den Wellenkämmen, für einen kurzen Augenblick auftauchend und dann wieder verschwindend, ein undefinierbarer Gegenstand. So etwas ähnliches wie ein menschlicher Arm ragte von Zeit zu Zeit über die Wasseroberfläche ...
Unterdessen nahm der Kutter, von 10 kräftigen Riemenpaaren angetrieben, schnelle Fahrt auf dem Ozean auf und strebte dem Ertrinkenden zu. Was ist denn nun los? Warum macht der Kutter kehrt und dreht ab? War das etwa kein Mensch?
Wie sich kurz darauf herausstellte, war der vermeintliche Schiffbrüchige ... ein toter Delphin. Eine hochstehende Flosse hielten wir für eine menschliche Hand ...
– Wer hat sich denn das wieder ausgedacht? – fragte erstaunt die Kutterbesatzung.
Und da fiel der Name Kamiński. Er war der Posten Ausguck.
Glauben Sie ja nicht, daß alle an Bord von diesem „Schiffbrüchigen" überzeugt waren. Dafür war der Kommandant ein viel zu erfahrener Seebär. Mit dem Alarm wollte er nur die Besatzung auf Trab bringen. Und tatsächlich vergaßen die Matrosen die Mittagshitze. ▶


Zeichnungen: Langelotz



Diese ganze Geschichte mit dem toten Delphin wäre vielleicht in Vergessenheit geraten, wenn sich nicht fünf Tage später eine zweite „Delphingeschichte" ereignet hätte. Und wieder war derjenige, der dabei die Hauptrolle spielte, ... Offiziersschüler Józef Kamiński.

Die „Gryf" lief zu dieser Zeit schon im Mittelmeer. Plötzlich schrillte nach der morgendlichen Wachablösung auf der Brücke das Telefon. Offiziersschüler Kamiński, der im Ausguck Wache hielt, meldete: „Backbord 10, Entfernung 3 Kabellängen. Sehrohr eines U-Bootes". Ich war gerade auf der Brücke. Zusammen mit dem Kommandanten suchte ich die Wasseroberfläche ab, aber von einem Seerohr war keine Spur zu sehen.

– Vielleicht hat sich Kamiński das nur eingebildet? – dachte ich laut.

Der Kommandant schüttelte verneinend den Kopf: – „Kamiński hat ein gutes Auge. Nach dem letzten Delphin", sagte er schmunzelnd, „wird er uns einen zweiten dieser Art nicht aufbinden ... Und da haben wir eben ein U-Boot ..." Der Stab des Sehrohrs war jetzt ausgezeichnet zu sehen. Nach einer Weile tauchte aus der Gischt das ganze U-Boot auf ...

– Da ist es ja endlich! hob der Kommandant laut zu kichern an. Er stieß mich an und gab mir sein Fernglas. – Lesen Sie mal den Namen des U-Bootes ...

Ich drückte meine Augen an die Gläser des kleinen, ausgedienten, aber ausgezeichneten Fernglases. Am Turm des U-Bootes glänzte golden in der Sonne die Aufschrift: „D-E-L-P-H-I-N"... Noch am gleichen Tag befahl unser Kommandent, die wachfreien Besatzungsmitglieder auf dem Bootsdeck antreten zu lassen. Vor der angetretenen Besatzung lobte der Kapitän den Genossen Kamiński für seine gewissenhafte Verrichtung des Wachdienstes und für seinen „schnellen Blick", und danach schenkte er ihm sein geliebtes Fernglas.

Seine Kameraden beglückwünschten ihn zu dieser Auszeichnung. Sie taten es von ganzem Herzen. Der jugendliche Übermut gebot jedoch, den sympathischen Józef auf den Namen „Delphin" zu taufen.

☆

Die Menschen spazierten auf der Seepromenade entlang, aber Hanka kam und kam nicht ... Schließlich erschien sie doch auf den Stufen der Terrasse des Cafés ...

– „Entschuldige", sagte sie mit einem bezaubernden Lächeln, „ich habe sie drei Jahre nicht gesehen ... Wir haben uns während des Studiums auf der Hochschule angefreundet. Sie verbringt ihren Urlaub an der See, und überhaupt wird sie bald für immer hier wohnen. Sie heiratet einen gewissen Leutnant zur See ... Er ist so ein großer, in Uniform ..."

„Ich glaube, ich habe sie gesehen ... Ist das die Irka, an die du dich manchmal erinnerst?" – „Nein, nein. Diese hier hat einen etwas altertümlichen Namen – Delfina – aber sie ist ein gutes und liebes Mädchen ... Was lachst du denn so laut? Glaubst du mir etwa nicht? ...

Korvettenkapitän Jerzy Koziarski

Splitterkiste

Wenn einer in der Klemme ist
und dabei keine Memme ist,
kennt er zwecks Abbau des Malheurs
die Sprechzeit seines Kommandeurs.

*

Ein Appell ist kein Appel,
obwohl aus dem Kern der Sache
etwas Gutes erwachsen kann.

*

Wer die Ultras kennt
und sein Gewehr verbrennt,
ist 'ne blinde Kuh,
die ins Feuer rennt.

*

Schlecht ist,
wenn einer,
der vom Bau ist,
im Bau ist.

Oberfeldwebel Helmut Stöhr

"Das ewig Weibliche zieht uns hinan..."

Es ist Sonntag. Rainer und ich haben Ausgang. Fertig angezogen stehe ich vor dem Spiegel: messerscharfer Hosenbruch, einfarbige Socken, frischgeputztes Koppel – alles in Ordnung. Ich schaue zu Rainer. Das alte Lied: Rundbruch, mattes Koppel usw. Er sieht meinen Blick und winkt lächelnd ab. Ich seufze und weiß, daß er trotz dieser Mängel bei allen beliebt ist. Sein heiteres, aufgeschlossenes Wesen und ein Schuß Galanterie wenden ihm die Gunst manchen hübschen Mädchens zu. Also, auf zur „Stadt Cottbus".

So gegen 22.00 Uhr bemerke ich, daß Rainer jede Tour mit einer reizenden Blondine tanzt. Ich frage ihn aus.

„Ein nettes Mädchen", sagt er ernst, „aber anscheinend weiß sie nicht, was sie will. Einmal ist sie anschmiegsam, ein anderes Mal schaut sie mich so merkwürdig spöttisch und kritisch an.

Sie wird nicht ganz warm mit mir. Aber gerade deswegen ..."
„Vielleicht gefällt ihr deine Bügelfalte nicht", wage ich zu bemerken. Aber empört weist er das zurück. „Ausgeschlossen", sagt er, „noch nie hat ein Mädchen bei mir daran Anstoß genommen."
Es wurde nichts mit dem Nachhausebringen. Trotzdem war Rainer des Lobes voll. Immerhin hatte sie sich mit ihm zu einem Sonntagsspaziergang am nächsten Wochenende verabredet und zugesagt, Rainer gleich am Tor abzuholen.
Der Sonntag kam. Aber ich hatte Wache. Torposten! Und wie ich so gegen Mittag dastehe, da biegt doch diese Barbara — so hieß meines Freundes neue Bekannte — um die Ecke. Natürlich hat sie mich mit Stahlhelm nicht wiedererkannt, aber mich hat es bald umgehauen: Sie trug die Uniform der NVA und war Unteroffizier!! Das Käppi saß der Bärbel keck auf dem Köpfchen und das lange Blondhaar fiel bis auf die steingraue Uniform.
Ich war so verdattert, daß ich Rainer erst bemerkte, als er mit den Worten: „Na, du guckst ja so sauer? Kann ich verstehen!" an mich herantrat. Ich stammelte: „Dein Engel wartet schon."
Rainer ging noch zwei, drei Schritte, dann blieb er unvermittelt stehen und guckte wohl noch blöder als ich. Plötzlich — sie hatte ihn noch nicht gesehen — machte er kehrt und mit hochrotem Gesicht und wie ein geölter Blitz rannte er an mir vorbei, zurück zur Unterkunft. Zehn Minuten später kam er mit blitzblankgeputztem Koppel und messerscharfem Bruch stolz anmarschiert. Zwar fiel seine Grußerweisung vor ihr etwas linkisch aus, aber sie musterte ihn und ein verschmitztes, zufriedenes Lächeln überzog ihr Gesicht. Dann verschwanden sie aus meinem Blickfeld.
Von dem Tage an entsprach Rainers „Ausgehschale" stets der DV und ich nahm es ihm nicht krumm, daß er damals in seiner Verlegenheit skrupellos meine frischgebügelte Ausgangshose angezogen hatte. *Gefreiter Peter Schubert*

Was ich lernte

Kasernen —
dunkle, strenge Mauern;
doch aus den Fenstern klingt ein Lied:
„Wo wir auch sind, was wir auch tun,
es zieht der Frieden mit uns mit!"

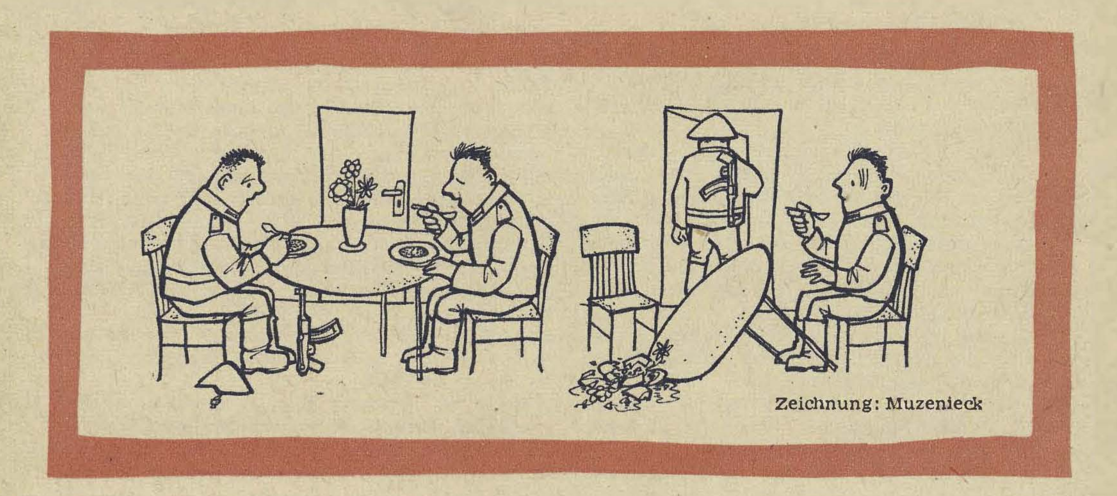
Die Sänger fragt' ich:
Sind Armeen
zum Kriege führen nicht gedacht?!
Da war der Chor erst gänzlich still,
dann wurde ich fast ausgelacht —

und einer, der stand auf
und sagte,
daß nur der Starke wirklich frei;
der Schwache muß sich immer bangen
und werde doch nicht groß dabei.

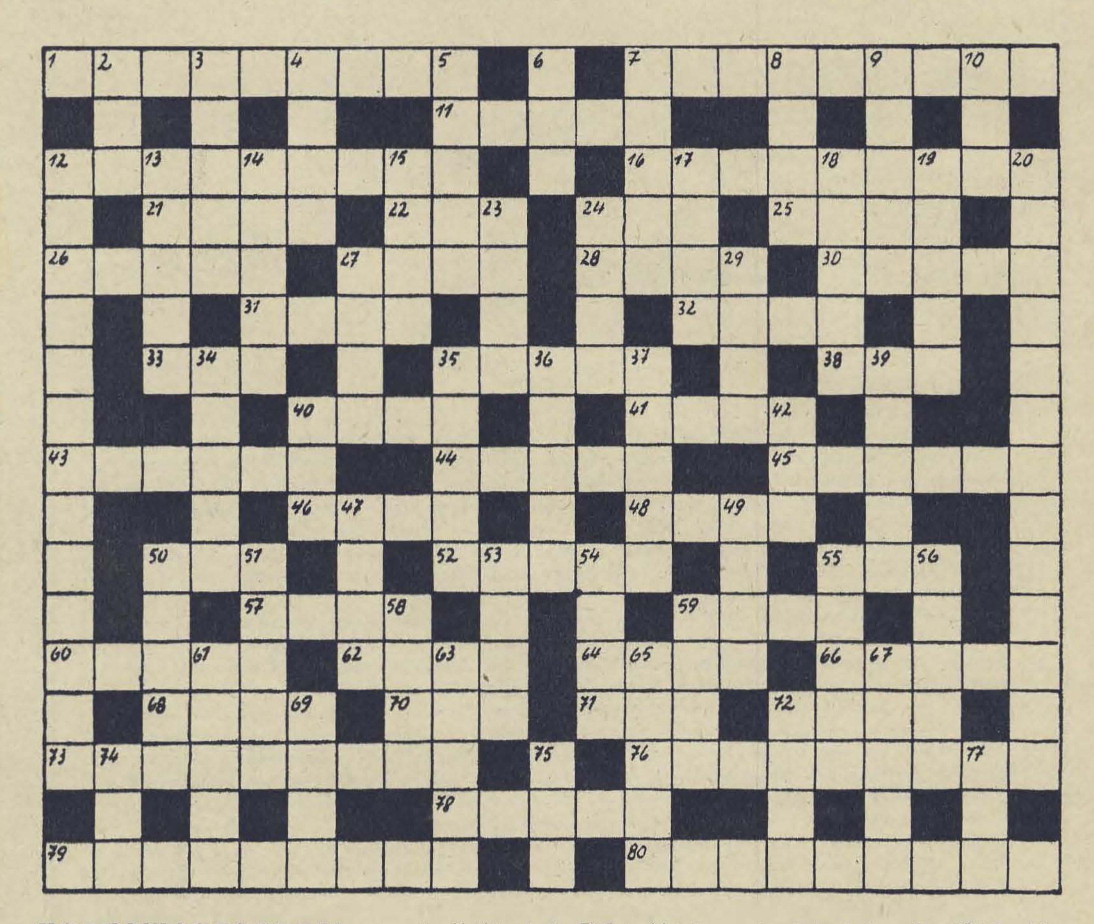
Ein andrer
zeigte mir die Fabel
vom Igel, der der Feindeswelt
(und auch dem Fuchs, der ihn bedrohte)
getrotzt als starker Friedensheld.

Wir müssen
unsre Stacheln zeigen,
daß sich kein Fuchs herangetraut;
nur so beschützen wir das Land,
das wir so mühsam aufgebaut.

Unteroffizier Thomas Jesse



Zeichnung: Muzenieck



KREUZWORTRÄTSEL

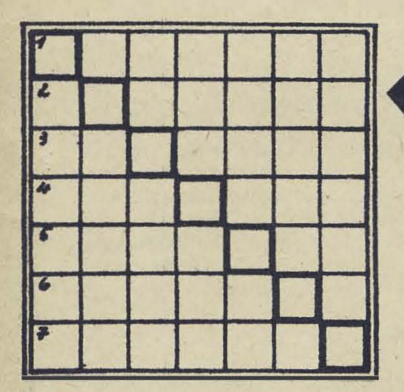
Waagerecht: 1. unbestimmte Konstante einer Gleichung, 7. berühmter sowj. Flieger, 11. Muse, 12. Flügelschraube, 16. Startplatz sowj. Raumschiffe, 21. Teil des Weinstocks, 22. Teil des Auges, 24. Aggregatzustand des Wassers, 25. Vulkan in Ostafrika, 26. Gewichtseinheit, 27. Stromspeicher (Kurzform), 28. Hafendamm, 30. greisenhaft, 31. diplom. Schriftstück, 32. Stadt in Nordrhein-Westfalen, 33. frz. Schriftsteller („Die Geheimnisse von Paris"), 35. Olympiasiegerin im Hochsprung, 38. frz.: Straße, 40. Strom in Sibirien, 41. Komponist der Oper „Postillon von Longjumeau", 43. Staat in Asien, 44. deutscher Film- und Theaterregisseur, 45. Zaumzeug, 46. griech. Kriegsgott, 48. sowj. Nachrichtenagentur, 50. Fisch, 52. Stromumformer (Kurzform), 55. rum. Währung, 57. engl. Längenmaß, 59. Düngemittel, 60. Haarfrisur, 62. Nebenfluß der Wolga, 64. Stadt in Ungarn, 66. holländ. Maler (1837–1899), 68. Nadelbaum, 70. poln. Halbinsel, 71. Fluß in Mittelasien, 72. Staat in Südamerika, 73. Dienstvorschrift, 76. sowj. Flugzeugkonstrukteur, 78. Stockwerk, 79. Elektrizitätserzeuger, 80. Schallplattensammlung.

Senkrecht: 2. Nebenfluß des Rheins, 3. europ. Gebirge, 4. Laubbaum, 5. Ostseebad, 6. Meeressäugetier, 7. asiat. Hauptstadt, 8. Stadt an der Lippe, 9. Kampfgefährte Ernst Thälmanns, 10. Sprecher des olymp. Eides in Tokio, 12. elektr. Spannungsteller, 13. Vogelwelt eines Gebietes, 14. Geländeform, 15. weibl. Vorname, 17. europ. Hauptstadt, 18. deutscher Maler und Bildhauer (1717–1799), 19. deutscher Chemiker, entdeckte das Anilin im Steinkohlenteer, 20. Zeitschrift des Deutschen Militärverlages, 23. Name des russ. Parlaments 1906/17, 24. weibl. Vorname, 27. Elementarteilchen, 29. Insel im Mittelmeer, 34. ital. Arbeiterzeitung, 35. frz. Kriegshafen, 36. poln. Sportvereinigung, 37. Überschlagsprung, 39. türk. Rechtsgelehrter, 40. Sammlung von Aussprüchen, 42. Maschinenpark der Landwirtschaft, 47. ASK-Gewichtheber, 49. poln. LKW, 50. algerischer Journalist („Die Falter"), 51. starke Zuneigung, 53. alte span. Münze, 54. deutscher Schriftsteller („Die Matrosen von Cattaro"), 55. altröm. Grenzwall in Süddeutschland, 56. Teil der Uhr, 58. Abzugsvorrichtung, 59. Spaltwerkzeug, 61. Stadt in Nordfrankreich, 63. Längenmaß, 65. Teil der Antreteordnung, 67. Wohnschiff, 69. Fluß zum Kasp. Meer, 72. Scheibe beim Eishockey, 74. Lebensbund, 75. Spezialgeschütz, 77. Nebenfluß der Aller.

KREUZWORTRÄTSEL ZUM SELBSTBAUEN

Die alphabetisch aufgeführten 28 Wörter sind so in die Figur einzubauen, daß ein Kreuzworträtsel entsteht. Adana – Adek – Adler – Alter – Anton – Ebene – Egeln – Email – Engadin – Euler – Fenster – Halle – Hilfe – Kasse – Kreta – Lessing – Lette – Lunge

– Melodie – Rhein – Rente – Riese – Runge – Sahne – Schur – Serie – Silur – Start.



FULLRÄTSEL

1. deutscher Schriftsteller, Nationalpreis 1949 u. 1952, 2. span. Maler und Grafiker, schuf das Symbol der Weltfriedensbewegung, 3. Bezirkshauptstadt der DDR, 4. Arbeitskollektiv, 5. Geschoß, 6. deutscher marxist. Geschichtsforscher (1846 bis 1919), 7. schweizer. Physiker, Ballonaufstiege und Tauchversuche. Bei richtiger Lösung ergibt die stark umrandete Diagonale den Namen eines Olympiateilnehmers der NVA.

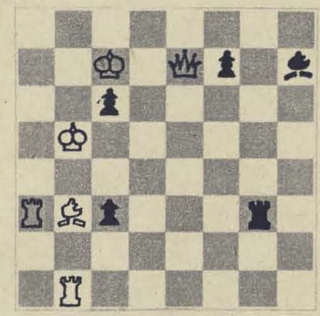
Verwendet werden die Buchstaben: aaaaa b ccc dddd eeeeeee ggg h iiiii m nnnn o pp rrrrrr sss tt w

BUCHSTABENSTREICHEN

Dnepr – Kamel – Pfad – Fürth – Desna – Stiega – Dross – Stolz – Ideal – Islam – Musik – Stander – Höhe – Chester – Pause – Drucker – Hades – Humus – Kandis – Musen.

Bei jedem der vorstehenden Wörter sind zwei Buchstaben zu streichen. Die restlichen Buchstaben ergeben einen Ausspruch von P. N. Fedossejew.

SCHACHAUFGABE

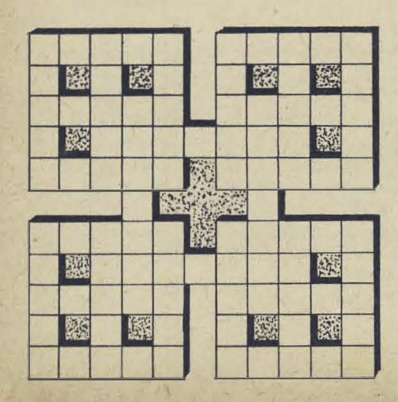


Matt in zwei Zügen.

SILBENRÄTSEL

Aus den Silben ber – berst – clau – che – e – e – erd – flo – gar – han – hel – hon – ib – kow – ky – lais – lek – lew – lig – ling – mann – mie – mit – ne – neu – nie – nik – o – ol – quar – ro – re – rin – ron – se – senski – sporn – ter – tett – tik – tro – tu – uh – ved – witz – zi sind 19 Wörter zu bilden. Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Hauptkettenglied der technischen Revolution.

1. ungar. Sportvereinigung, 2. Offizier, 3. deutscher Militärtheoretiker, 4. Bauplatz für Schiffe, 5. Freund und Mitkämpfer E. Thälmanns, 6. elektr. Schaltvorrichtung, 7. moderner Zweig der Volkswirtschaft, 8. Name eines Manövers des Jahres 1963, 9. Motorsportler des ASK Berlin, 12. hervorrag. russ. Mathematiker (1857–1935), 13. sowj. Flugzeugkonstrukteur, 14. Teil des Geschützholmes, 15. Wissenschaft von den Stoffen u. den Stoffänderungen, 16. Flugzeughalle, 17. Nervenzelle, 18. norweg. Dramatiker, 19. moderne Wissenschaft.



AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 1/1965

SCHACH: Der Schlüssel 1. Lh1 verändert teilweise die Satzmatts bzw. macht sie eindeutig.
Zusätzlich 1. . . . K: h1; 2. Df1 matt und 1. . . . S: h1; 2. Lh2 matt.

RÄTSELKAMM: 1. Duell, 2. Suppé, 3. Illés, 4. Lotse, 5. Nagel – Disziplin.

VERKAPSELTES: Nil – Oste – Wolga – Ob – Sieg – Inn – Bode – Ilse – Ruhr – San – Kura – Nowosibirsk.

FULLRÄTSEL: 1. Diopter, 2. Kutusow, 3. General, 4. Stecher, 5. Konakry, 6. Kreuzer, 7. Emitter – Duncker.

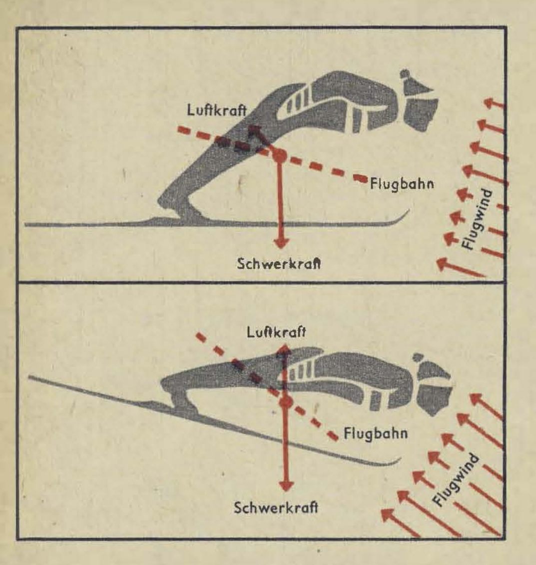
SILBENRÄTSEL: 1. Matrosen, 2. Illés, 3. Camaradas, 4. Hasek, 5. Alaskafüchse, 6. Ignatow, 7. Lessing, 8. Shakespeare, 9. Camilo, 10. Heine, 11. Ostrowski, 12. London, 13. Ogonjok, 14. Clausewitz, 15. Himmelfahrtskommando, 16. Ossietzki, 17. Wallenstein – Michail Scholochow.

FLIESENSILBENRÄTSEL: 1. Kybernetik, 2. Bergen-Belsen, 3. Parabellum, 4. Neonröhre, 5. Sensation, 6. Sarajevo.

KREUZWORTRÄTSEL. Waagerecht: 1. Kasuar, 5. Shakespeare, 11. Pawlow, 15. Kenia, 16. Autor, 17. Lomsky, 18. Scharnhorst, 20. Laster, 21. Umiak, 22. Silit, 23. Eins, 26. Lese, 28. Kien, 30. Uran, 32. Kant, 34. Arsenal, 37. Hulk, 38. Sana, 40. Turin, 42. Ihrer, 44. Abel, 47. Kreta, 49. Arnim, 50. Isere, 51. Kanal, 52. Laken, 53. Legat, 56. Bison, 57. Narwa, 60. Eger, 61. Kehre, 63. Ebert, 65. Saar, 66. Amur, 67. Gremium, 71. Test, 72. Tell, 74. Akka, 76. Hull, 79. Isel, 82. Kunde, 83. Ähre, 85. Uranus, 86. Luckenwalde, 87. Irland, 88. Nobel, 89. Erkel, 90. Prerow, 91. Rente, 92. Udine, 93. Reiter.

Senkrecht: 1. Kolbe, 2. Saman, 3. Akku, 4. Reymont, 5. Sisal, 6. Hacke, 7. Krater, 8. Eroika, 9. Rasse, 10. Eutin, 11. Politur, 12. Arat, 13. Liter, 14. Waren, 19. Nabe, 24. Isar, 25. Skat, 27. San, 29. Ili, 30. Ukas, 31. Auer, 33. Turnier, 35. Sardine, 36. Nairobi, 37. Heckert, 38. Skale, 39. Neige, 41. Iller, 43. Haleb, 45. Bebra, 46. Lehar, 48. Akt, 50. Inn, 54. Egge, 55. Aral, 58. Asti, 59. Wade, 61. Kutusow, 62. Egk, 63. Emu, 64. Terrier, 68. Racket, 69. Mann, 70. Uhland, 72. Trupp, 73. Llane, 74. Adler, 75. Keule, 77. Laden, 78. Leere, 80. Start, 81. Leder, 82. Kuna, 84. Erle.

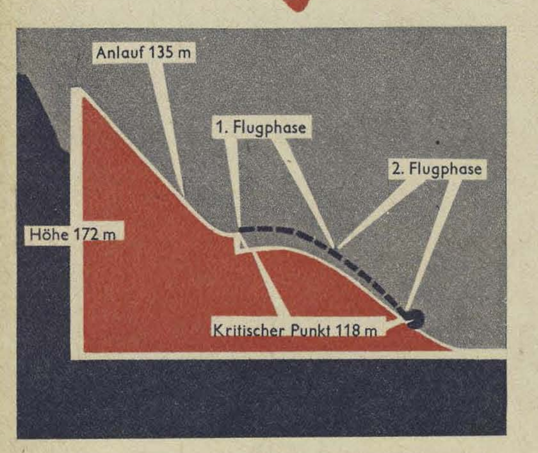
Flugreise MIT SKIERN



Während die Luftkraft in der ersten Phase des Sprunges (oben) noch nicht der Erdanziehung entgegenwirkt und somit die Vorwärtsbewegung bremst, ist das in der zweiten Phase (unten) nicht mehr der Fall; die Luftkraft wirkt der Schwerkraft entgegen.

„Ich blickte den Anlauf hinunter und sah die Zuschauer wie kleine Punkte. Die Schanze wurde freigegeben. Immer näher kam der Schanzentisch. Nur nicht den Absprung verpassen, ging es mir durch den Kopf. Doch es klappte – die Luft bekam mich zu tragen, ich flog. Es war ein herrliches Gefühl. Vielleicht acht, neun Meter trennten mich von der Erde. Der weiße Boden raste auf mich zu. Wie mit riesigen Fangarmen zog mich die Erde an sich. Im Auslauf hörte ich: 141 Meter. Das war Weltrekord." So kommentierte Peter Lesser 1962 seinen Riesensatz auf der österreichischen Flugschanze am Kulm.

Wer vermag sich heute noch vorzustellen, daß – ebenfalls in Österreich – einst der 6-m-Sprung des norwegischen Bäckergesellen Samson mindestens ebensolches, wenn nicht sogar noch mehr Aufsehen erregte als die 141 m des Zella-Mehlisers anno 1962? Das war am 2. Februar des Jahres 1893 im steirischen Mürzzuschlag, das gewissenhafte Chronisten als die Wiege des Skispringens in Mitteleuropa bezeichnen, nachdem man zwanzig Jahre zuvor in Südnorwegen bereits die ersten Sprünge gewagt hatte. Fasziniert folgten die Zuschauer dem damals für sie ungewohnten Schauspiel. Gelang es den Mutigen, ihren Sprung zu stehen, so wurden sie – wie der norwegische Forscher und Humanist Fridtjof Nansen berichtet – „mit endlosem Jubel begrüßt, während der Unglückliche, welcher fällt, ein schallendes Hohngelächter über sich ergehen lassen" mußte. Und dennoch: „Zu sehen, wie ein tüchtiger Skiläufer seine Luftsprünge ausführt, ist eines der stolzesten Schauspiele, welche die Erde uns zu bieten vermag", schwärmte Nansen völlig zu Recht.



Das Schanzenprofil der Mammutanlage am Kulm in Österreich. Der kritische Punkt bezeichnet die Stelle, bis zu welcher der Springer unter normalen Bedingungen ohne Gefahr aufsetzen kann.

Anfang dieses Jahrhunderts begann das Skispringen seinen Siegeszug um die Welt, mit Rekordweiten von 30/40 m, die heute schon auf unseren Jugendschanzen zum Durchschnitt gehören. Nur selten wagte einer, von größeren Weiten zu träumen. Und als Fritz Huitfeld, einer der Großen des norwegischen Skisports der Jahrhundertwende, kurz vor dem Ausbruch des ersten Weltkrieges sinnierend meinte, daß die Weitenjäger eines Tages hundert Meter und mehr erreichen würden, lachte man ihn aus. Obwohl Fritz Huitfeld diesen Tag selbst noch erleben durfte, war es ein langer Weg bis dahin – bis zu dem ersten 100-m-Sprung und bis zum Skifliegen moderner Form . . .

Theoretiker beschäftigten sich mit diesem Problem, und der bekannteste unter ihnen, Dr. Straumann aus der Schweiz, schuf mit seinen Versuchen im Windkanal bald die Voraussetzungen zum Skifliegen. In Jugoslawien war indes Ingenieur Stanko Bloudek am Werk, um die Theorie mit Leben zu erfüllen. Im slowenischen Wintersportort Planica baute er die erste Großschanze der Welt. 1934 sprang Birger Ruud in Planica 92 Meter weit, und zwei Jahre später, am 15. März 1936, flog der Österreicher Sepp Bradl als erster Mensch über die 100-m-Marke.



Das Skifliegen war geboren. Obwohl Sigmund Ruud den Riesenbakken in Planica als einen „unmenschlichen Abgrund“ bezeichnete, ließen sich die Besten und Kühnsten nicht davon schockieren. Innerhalb weniger Jahre schraubten sie die Rekorde immer höher und hatten eine unbändige Freude daran, auf der Mammutanlage zu starten. Dr. Straumann schrieb darüber: „Bei den großen Geschwindigkeiten und Flugweiten von verhältnismäßig langer Flugdauer (drei bis fünf Sekunden) hat der Springer die Möglichkeit, sich sportlich neuartig zu betätigen und zu entwickeln. Er wird lernen, mit der Luft als tragendes Medium zu spielen, statt — wie früher — mit ihr zu kämpfen. Während beim normalen Sprung der Anlauf, die Geschwindigkeit und die Wucht, das heißt, die Dynamik beim Absprung im Vordergrund steht, ist beim Skifliegen das Verhalten während der Luftfahrt von Bedeutung.“

Der Springer versucht mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln, also in erster Linie mit seinem Körper und den Skiern, günstige aerodynamische Tragflächen zu schaffen, um möglichst lange der Schwerkraft der Erde zu widerstehen. Beim Skifliegen werden Geschwindigkeiten gemessen, die um 20 Prozent höher sind als die auf normalen Schanzen. So rast zum Beispiel der Springer am Kulm mit 114 km/h auf den Schanzentisch zu, und in der zweiten Hälfte der Luftfahrt sind auf anderen Anlagen 125 km/h festgestellt worden. Dadurch erhöht sich die Landegeschwindigkeit, auch wird der Landedruck wesentlich größer. Doch nicht diese Faktoren sind das Hauptproblem. Die größten Sorgen bereitet das Beherrschen der hohen Geschwindigkeiten. Die Zeit, um den richtigen Absprung zu erwischen, wird auf ein Minimum reduziert. Experten haben errechnet, daß 50 Meter in der Sekunde, das sind 180 km/h, als Maximum angesehen werden müssen. Es bereitet natürlich keine Schwierigkeiten, die Anlagen zu vergrößern und damit die Weiten zu erhöhen. Wem aber nützt das, und wer will die Verantwortung tragen? Der sportliche Wert verwandelt sich dann in Sensationshascherei. Deshalb müssen auch alle Großschanzen-Bauten von der FIS genehmigt werden.

Zur Zeit gibt es vier dieser Mammutanlagen auf der Welt: Der Bakken in Planica, dessen Schanzenhöhe 159 Meter beträgt, die Schanze am Kulm, deren Anlaufturm 172 Meter über den Auslauf hinausragt und wo die senkrechte Fallhöhe bei einem 130-Meter-Sprung 70 bis 75 Meter beträgt. Dann die Anlage in Oberstdorf (Westdeutschland), auf der der Italiener Nino Zandanell im vergangenen Jahr mit 144 Metern einen neuen Weltrekord markierte, und schließlich die neue Flugschanze in Norwegen mit einem kritischen Punkt von 120 Metern. Von der FIS wurde außerdem die Genehmigung für den Bau einer weiteren Flugschanze in einem sozialistischen Land gegeben. Gerade im Skifliegen haben die Aktiven der DDR ein neues Kapitel geschrieben. Nachdem Werner Lesser 1956 am Kulm als König der Skiflieger gekürt wurde, errangen, mit zwei Ausnahmen, unsere Jungen auf allen Großanlagen die Siege. Die 100-m-Marke ist heute zur Selbstverständlichkeit geworden, und es sind Bestrebungen im Gange, eines Tages Weltmeisterschaften sowohl auf einer Anlage mit einem kritischen Punkt von 90 Metern wie auf einer Flugschanze auszutragen. Immer größer werden die Schanzen, immer weiter die Sprünge und immer schneller rasen die Ski-Piloten auf den Schanzentisch zu, so daß heute wohl auch die 150 Meter keine allzu weit entfernte Zukunftsmusik mehr sind.

H. Reinwald

Die Entwicklung des Weltrekords

Jahr	Springer	Weite	Ort
1879	T. Hammesweit (Norwegen)	23 m	Holmenkollen
1900	Olaf Tandberg (Norwegen)	35,5 m	Solberg
1902	Nils Gjestvang (Norwegen)	41 m	Gustavbügel
1909	Harald Smith (Norwegen)	48 m	Davos
1915	Amble Amundsen (Norwegen)	54 m	Vikkolbakken
1916	Arne Omtvedt (Norwegen)	58 m	Steamboat Springs
1917	Anders Haugen (Norwegen)	61,5 m	Steamboat Springs
1918	Anders Haugen (Norwegen)	65 m	Steamboat Springs
1926	Telje Strömstadt (Norwegen)	69,5 m	Fluhberg
1926	Tullin Thams (Norwegen)	70 m	Fluhberg
1926	Sigmund Ruud (Norwegen)	70,5 m	Fluhberg
1927	Tullin Thams (Norwegen)	71,5 m	Fluhberg
1927	Sigmund Ruud (Norwegen)	72 m	Fluhberg
1928	Reto Badrutt (Schweiz)	75 m	Pontresina
1931	Sigmund Ruud (Norwegen)	81,5 m	Davos
1932	Sigmund Ruud (Norwegen)	86 m	Villars
1934	Birger Ruud (Norwegen)	92 m	Planica
1935	Reidar Andersen (Norwegen)	99 m	Planica
1935	Fritz Kainersdörfer (Schweiz)	99,5 m	Ponte di Legno
1936	Sepp Bradl (Österreich)	101 m	Planica
1938	Sepp Bradl (Österreich)	107 m	Planica
1941	Rudi Gehring (Deutschland)	118 m	Planica
1948	Fritz Tschannen (Schweiz)	120 m	Planica
1950	Dan Netzell (Schweden)	135 m	Oberstdorf
1951	Tauno Luiro (Finnland)	139 m	Oberstdorf
1961	Joze Slibar (Jugoslawien)	141 m	Oberstdorf
1962	Peter Lesser (DDR)	141 m	Kulm
1964	Nino Zandanell (Italien)	144 m	Oberstdorf



Kriminalerzählung von Gerhard Berchert

Tatmotiv unbekannt

Wutentbrannt rennt VP-Meister Kühn aus dem Haus. Der sonst so ruhige und ausgeglichene Kriminalist ist nicht wiederzuerkennen. Das Gesicht zorngerötet, die Fäuste geballt, starrt er einem jungen Mann nach, der eben mit einem Satz den Gartenzaun nahm, sich auf ein Fahrrad schwang und nun eilig davonradelt.

Hinterher! denkt er. Den Kerl packen! Zuschlagen! Noch schmerzen ihm Brust und Hinterkopf von dem heftigen Stoß, den ihm der andere unversehens versetzte. Und weshalb? Kühn begreift das noch nicht. Er war freundlich und höflich zu diesem Henneberg gekommen, um einige Ermittlungen anzustellen. Da ist ein Kofferradio aus einem PKW gestohlen worden – vermutlich von einem Jugendlichen aus Hennebergs Bekanntenkreis. Der VP-Meister wollte nur ergründen, ob Henneberg etwas darüber aussagen konnte. Doch der hatte gar nicht richtig zugehört, stieß den Volkspolizisten plötzlich vor die Brust, so daß er rücklings über die Türschwelle stolperte und mit dem Kopf an die Wand schlug, und rannte davon.

„Bin ich denn egal dran, wenn irgendwo was geklaut wird?" schrie er dabei, eine mächtige Alkoholwolke ausatmend. „Laßt mich endlich in Frieden, sonst dreh' ich mal ein Ding, daß euch die Augen überlaufen!"

Na ja, angenehm mag es nicht sein, wenn einem die Polizei öfter ins Haus kommt. Und Fred Henneberg war ja kein unbeschriebenes Blatt mehr. Er hatte sich schon zweimal vor dem Richter verantworten müssen – einmal wegen Diebstahls, das andere Mal wegen einer Schlägerei. Vielleicht fühlte er sich diesmal ungerechtfertigt belästigt. Aber deswegen braucht man sich doch nicht derart rabiat aufzuführen. Rüpel, ungeschliffener! denkt der Kriminalist und betastet vorsichtig seinen dröhnenden

Schädel. Die Wut ist verraucht. In gewohnter Ruhe überdenkt er den Fall. Richtig hat er sich, genaugenommen, ja auch nicht verhalten. Hoffentlich hörte niemand, wie er, vom Sturz noch ganz durcheinander, dem flüchtenden Henneberg hinterherbrüllte. Es klang auch nicht sehr fein. Ungefähr wie: Warte nur, du Ganove! Dich erwischen wir auch noch! Dann kommst du nicht so billig davon, wie bisher! Kleinholz mache ich aus dir!

Das war unqualifiziert! vermerkt Kühn stirnrunzelnd und beschließt, abends noch einmal vorbeizukommen, um in aller Ruhe mit Henneberg zu reden. Ganz bestimmt hat der es auch nicht so gemeint. War halt ein bißchen angetütert – und reagiert auch ansonsten manchmal ein wenig seltsam. Daran hätte man denken sollen! Langsam geht der Volkspolizist zu seinem Motorrad. Kopfschüttelnd betrachtet er die zertretenen Blumen im Garten. So etwas! Einfach quer über die Beete zu rennen. Und dann der Sprung über den Zaun! Hätte sich die Knochen brechen können, der Bursche. Na, einstweilen Strich drunter. Bis heute abend.

Doch Meister Kühn kommt nicht dazu, sich mit Fred Henneberg auszusprechen. Er muß raus auf eine LPG, einen raffinierten Weidezaundiebstahl aufklären. Und als es zu dämmern beginnt, reißt ihn dort wiederum ein Anruf vom Volkspolizeikreisamt aus der Arbeit:

„Kommen Sie so schnell wie möglich zurück, ich brauche jetzt jeden Mann!" befiehlt Leutnant Schirrmeister, sein Vorgesetzter.

„Was ist denn los?" fragt der Meister verwundert. So aufgeregt hat ja die Stimme des Leutnants noch nie geklungen.

„Großbrand!" sagt der nur und fordert dann ungeduldig: „Beeilen Sie sich!"

„Jawohl!" erwidert Kühn entgeistert und legt auf. Dunnerlittchen! Sonst schlägt man sich wochenlang mit Kaninchendiebstählen und anderen Bagatelldelikten herum – und nun muß er hier einen handfesten Fall einstweilen sausen lassen, weil schon wieder ein anderer, offensichtlich noch größerer winkt. Seltsam geht es doch manchmal zu.

Schon von weitem sieht Meister Kühn den glühendroten Schein am Himmel, als er sich der Stadt nähert. Donnerwetter! denkt er. In dieser Richtung liegt doch die Textilfabrik – und auch die Molkerei! Selbstentzündung, Fahrlässigkeit oder Brandstiftung – das ist die Frage, die zu klären sein wird.

An der Brandstelle sind die Löscharbeiten noch in vollem Gange. Doch weder die Textilfabrik noch die Molkerei stehen in Flammen, registriert Kühn erleichtert, sondern eine große Scheune brennt, die genau dazwischen liegt. Aber verdammt! Das ist ja fast noch gefährlicher. Denn das Feuer kann auf beide Objekte übergreifen.

Den Leutnant findet er mit einem weiteren Genossen hinter der Scheune. Sie untersuchen einen Feldweg, der unmittelbar hinter den drei Gebäuden entlangführt, auf verdächtige Spuren.

Doch es zeigt sich nichts Auffälliges.

„Kommen Sie, Genosse Kühn!" sagt Schirrmei-



ster. „Wir gehen bis zur Straße vor, vielleicht entdecken wir unterwegs etwas.“ Doch der Weg hat offensichtlich keine Geheimnisse preiszugeben. Schon nähert man sich der Rückfront einer Gaststätte, der „Grünen Rebe“, an welcher der Weg in die Straße mündet, da winkt der VP-Meister aufgeregt seinem Vorgesetzten. Über den Acker führen noch frische Fußtapfen zum Weg. Vorsichtig gehen die beiden Kriminalisten an der Spur entlang. Doch am Holzzaun der „Grünen Rebe“ hört sie plötzlich auf – akkurat dort, wo einige Latten lose sind, wie Kühn unschwer feststellt.

Schirrmeister läßt einen Suchhund kommen. Der nimmt die Fährte auf, läuft bis zur Brandstätte und danach auf dem Feldweg zurück zur Straße. Dort verliert er sie.

„Macht nichts“, sagt der Leutnant. „Wir werden die zwei besten Fußeindrücke ausgießen. Und Sie, Genosse Meister, ermitteln in dem Lokal alle Gäste, die in den letzten zwei Stunden dort waren. Ob die Spur uns nützt, ist sehr zweifelhaft. Sie kann auch von einem Neugierigen stammen, der unsere Absperrung umgehen wollte.“

In der „Grünen Rebe“ trifft Kühn außer dem Wirt nur zwei, drei Leute an. Die anderen Gäste sind vermutlich zur Scheune geeilt. Doch da keine Fremden unter ihnen waren, sind ihre Namen schnell zusammengetragen.

Plötzlich stutzt der Kriminalist. Hat er eben richtig gehört? – „Sagten Sie ‚Henneberg?‘ Fred Henneberg?“ fragt er deshalb noch einmal zurück.

Illustrationen: Hans Räde

„Ja“, erklärt der Wirt. „Da kann ich mich ganz genau darauf besinnen. Er ließ nämlich sein Bierglas halbvoll stehen – und das ist bei dem noch nie passiert.“

„Geschah das, nachdem der Brand bemerkt worden war oder vorher?“ fragt Rolf Kühn langsam, während ihm Befürchtungen und beängstigende Vermutungen durch den Kopf gehen. Der Bursche wird doch nicht Feuer gelegt haben, um sich für die paar häßlichen Worte vom Nachmittag zu rächen? Das wäre doch primitiv. Aber immerhin – Henneberg war zumindest angetrunken. Vielleicht hat ihn unser Streit in Raserei versetzt? Doch dann hätte er kaum bis zum Abend gewartet. Unter Umständen hat er sich erst noch anständig vollaufen lassen? Oder hakte es bei ihm aus? Kühn blickt den Wirt an, als hinge jetzt von dem seine ganze Seligkeit ab. Der zögert immer noch mit der Antwort, sagt dann jedoch ziemlich bestimmt:

„Er muß schon vor dem Brand gegangen sein. Sonst wäre mir das mit dem halbvollen Glas nicht aufgefallen.“

„War er betrunken?“

„Er hat sich nicht auffällig benommen.“

Zutiefst beunruhigt verläßt der Volkspolizist das Lokal. Falls Henneberg wirklich der Brandstifter wäre, hätte er dann nicht auch schuld? Im juristischen Sinne natürlich nicht, aber moralisch. Auch wenn die Auseinandersetzung nur unmittelbarer Anlaß für die Tat gewesen sein sollte – er müßte sich Vorwürfe machen.

An der Brandstelle ist es inzwischen ruhiger geworden. Nur vereinzelt lecken noch Flammen an den rauchgeschwärzten Mauern der Scheune empor. Textilfabrik und Molkerei sind außer Gefahr.

Leutnant Schirrmeister kommt mit dem Brandsachverständigen rußverschmiert zwischen den Trümmern hervorgekrochen. Er hält ein Stück verschmorten Kabels in der Hand.

„Kurzschluß in der Hauptleitung“, sagt der Brandsachverständige zu Meister Kühn, der sich bei seinem Leutnant zurückmeldet. „Mit Kupferdraht geflickte Sicherungen! So ein Wahnsinn! Kann die Brandursache gewesen sein.“

Kühn fällt ein zentnerschwerer Stein vom Herzen. Doch seine Freude währt nicht lange. Stunden später beweisen genaue Begutachtung des Kabels und Untersuchungsexperiment: Der Kurzschluß war nur Folge des unmittelbar vor dem Sicherungskasten gelegten Feuers. Es handelt sich einwandfrei um Brandstiftung. Zeitpunkt der Tat: Zwischen 19.45 Uhr und 20.00 Uhr.

Zu den Fenstern des Volkspolizeikreisamtes schimmert bereits das erste Grau des nahenden Morgens herein. Leutnant Schirrmeister legt die Marschroute fest. Rolf Kühn hört gedankenverloren zu. Ja richtig, die Gäste der „Grünen Rebe“ müssen überprüft werden. Sehr wahrscheinlich hat einer von ihnen die Fußtapfen hinterlassen. Ganz bestimmt sogar, denkt Kühn. Und ich ahne auch schon wer! Aber wieso denn eigentlich, rügt er sich dann selbst. Das sind doch alles Hirngespinste. Da kommt ihm ein Gedanke. Er wird sich Gewißheit verschaffen. „Diese Fußeindrücke habe ich schon gesehen“,

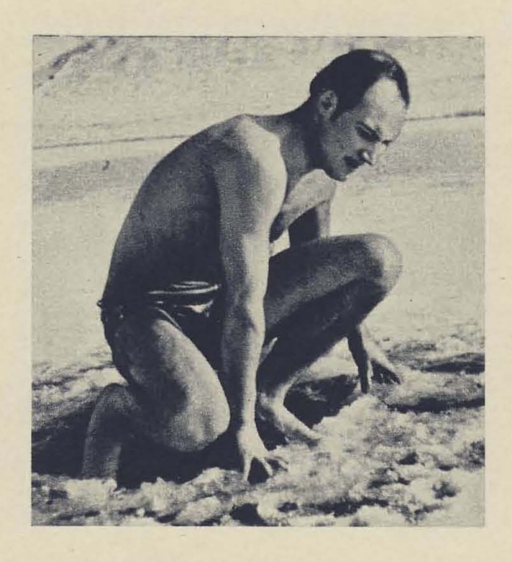
erklärt er laut, „gestern nachmittag, als Fred Henneberg über den Gartenzaun sprang. Ich wollte ja gerade zu ihm." Verwundert blickt ihn Schirrmeister an.
„Haben Sie aber eine Beobachtungsgabe", meint er dann mit skeptischer Miene. „Sausen Sie hin, sichern Sie die Spur. Hoffentlich irren Sie sich nicht."
Hoffentlich irre ich mich doch, denkt Kühn. Hauptsache, Henneberg hat mit der Sache nichts zu tun — den richtigen Täter finden wir schon.
Als Rolf Kühn mit dem Gipsabguß zurückkommt, muß er sich bezwingen, nicht fröhlich vor sich hin zu pfeifen.
„Fehlanzeige", meint er leichthin. „Der Schuh hier war viel breiter."
„Dachte ich mir's doch", sagt der Leutnant enttäuscht. „Wäre ja wohl auch ein bißchen zu gekonnt gewesen, so aus dem Gedächtnis." Er nimmt die Gipsplatte zur Hand, legt sie mürrisch zu den anderen auf den Tisch. Gleich darauf klatscht er überrascht in die Hände.
„Kühn", ruft er, „Sie sind *doch* ein As! Über den Zaun sprang der Bursche, sagten Sie? Dabei ist er ein wenig umgeknickt. Deshalb wurde der Eindruck breiter. Sie konnten das draußen im Dämmerlicht vorhin nicht so sehen. Aber schauen Sie her: Das Sohlenprofil, die Reißzwecke im Absatz — der Mann war gestern abend an der Scheune!"
Mißtrauisch, aber doch ein wenig freundlicher als am Tage vorher, schaut Fred Henneberg dem VP-Meister und seinem Vorgesetzten ins Gesicht. „Ich hab's eilig, muß auf Arbeit. Von dem Kofferradio weiß ich nichts", knurrt er.
„Schon gut", winkt Leutnant Schirrmeister ab. „Uns interessiert heute etwas anderes. Haben Sie nicht gestern auch beim Löschen geholfen? Ist ihnen da etwas aufgefallen?"
„Nee!" sagt Henneberg. „Ich war im Kino. ‚Wirtshaus im Spessart'. Müssense sich mal ansehen."
„Aber vorher vielleicht, in der „Grünen Rebe", fragt Schirrmeister unbeirrt weiter, „haben Sie da etwas Verdächtiges gesehen? Sie sind doch sicher mal an die frische Luft gegangen?"
Fred Henneberg senkt wie ein angriffslustiger Stier den Kopf. Seine Augen flackern böse. „Nichts is!" sagt er. „Ich weiß schon, was Sie wollen. Damit Sie klar sehen: Bis 19.30 Uhr war ich in der ‚Rebe' — ohne frische Luft und so! Dann bin ich ins Kino —Wegstrecke fünfzehn Minuten, bei scharfem Tempo. Ne viertel Stunde hab' ich nach der Karte angestanden, und als es losging, war ich pünktlich drin und blieb bis zum Schluß. Fragen Sie Frau Schmitt, die Platzanweiserin. — Hier ist übrigens meine Karte, werden Sie selig damit."
Gespannt blickt Kühn dem Leutnant entgegen, als der eine Weile nach ihm im VPKA eintrifft. „Na, was sagt die Platzanweiserin?" fragt er hastig.
„Hat alles bestätigt. Einwandfreies Alibi."
„Aber die Fußspur?"
„Klären wir auch noch", brummt Schirrmeister. „Wahrscheinlich ganz harmlos, Mädchengeschichten oder so. Verschweigt es natürlich, um nicht in die Brandaffäre verwickelt zu werden. — Doch nun zu den anderen ‚Reben'-Gästen. Haben Sie schon was erreicht?"
„Mit einem sprach ich vorhin", erwidert Kühn, „aber..." Das Schrillen des Telefons unterbricht ihn. Der Leutnant greift zum Hörer, meldet sich.
„Ja?" fragt er dann. „Haben Sie mal in der Abrechnung nachgeschaut? — Die Nummer? Moment..., nullzwo..., dreisieben..., einsacht. — Also doch! — Danke sehr!" Nachdenklich schaut er einen Augenblick vor sich hin, dann springt er auf.
„Kommen Sie!" befiehlt er dem Meister. Wir müssen uns beeilen, den Brandstifter festzunehmen!"
Wie ein Häuflein Unglück hockt Fred Henneberg in Schirrmeisters Dienstzimmer.
„Ich fasse zusammen", sagt der. „Sie verließen um 19.30 Uhr das Lokal, krochen durch den Zaun, liefen zur Scheune, legten den Brand, gingen auf dem Feldweg zur Straße und von dort aus ins Kino. Um 20.00 Uhr trafen Sie dort ein. An der Kasse stand noch eine ziemliche Schlange. Doch Sie hatten Ihre Karte ja schon in der Tasche! Nachmittags gekauft — was wir an Hand der Seriennummer feststellen konnten! Stimmt das soweit?"
Henneberg nickt bleichen Gesichts.
„Und weshalb legten Sie den Brand?" Der Festgenommene hebt langsam den Blick, sieht zu Kühn hinüber. Unwillkürlich fährt der zusammen. Jetzt kommt es, denkt er. Gleich wird er sagen: ‚Der da ist schuld! Er hat mich angeschrien, mich beleidigt, mir das letzte Vertrauen zu diesem Staat genommen! Ich habe mich gerächt!'
Doch Henneberg schweigt. Schirrmeister fragt wieder und wieder nach dem Motiv der Tat. Keine Antwort!
Weshalb macht er das? fragt sich Rolf Kühn verwirrt. Glaubt er, daß auch ich mich rächen könnte, falls er was sagt? Nun gut, dann muß eben ich sprechen!
„Wollen Sie mir nicht wenigstens den Grund für Ihr hartnäckiges Schweigen nennen?" fragt Leutnant Schirrmeister. „Decken Sie einen Komplicen oder Ihren Auftraggeber? Hören Sie mir wenigstens zu!" Doch Henneberg starrt mit weit aufgerissenen Augen zur Tür. Der Leutnant folgt erstaunt seinem Blick. Zwei Volkspolizisten sind eingetreten. Mit einem Wäschekorb. Vollgepackt bis obenhin. Schuhe gucken heraus, Wäsche, Anzüge, ein Pelzmantel. Und obendrauf thront ein Kofferradio.
„Im Garten vergraben!" erklärt einer der Volkspolizisten. Der Festgenommene beginnt trocken zu schluchzen. Kühn springt auf.
„Deshalb haben Sie den Brand gelegt?" stößt er hervor. „Sie dachten, wir sind Ihnen wegen der Diebstähle auf der Spur? Wollten uns ablenken, uns mit Arbeit eindecken, bis Sie das Zeug aus der Wohnung geschafft hatten?"
Henneberg bejaht.
Erleichtert sinkt der Volkspolizeimeister mit einem tiefen Seufzer auf seinen Stuhl zurück. Mitleidig blickt ihn Schirrmeister an. Ist fertig der Junge, denkt er. Wird Zeit, daß er ins Bett kommt. War ein bißchen viel auf einmal.







Nachfolgende Stellungnahmen erhielt die AR zu den Fotos auf diesen Seiten



EIN MUTTERSÖHNCHEN: „Keine Kunst – der ist ja auch abgehärtet!"

DIE GATTIN: „Ich habe keine Zeit für ein Interview. Ich muß doch meinen Mann fotografieren."

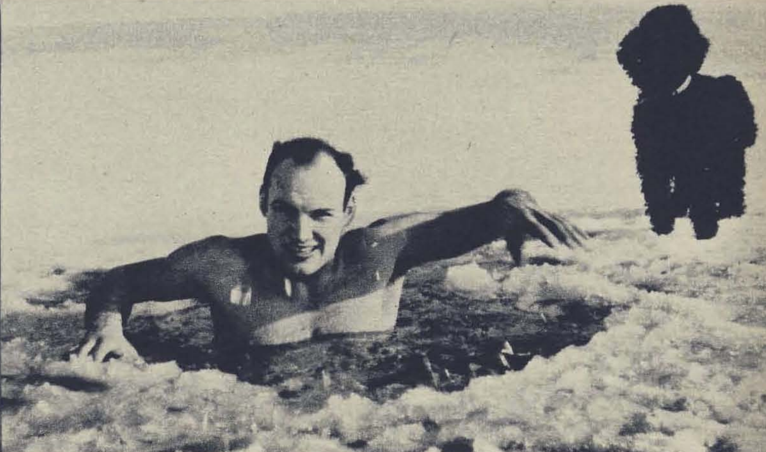
DER ZWEIFLER: „Wie geschickt die das wieder montiert haben!"

SOPHOKLES: „Viele gibt's der Wunder – kein größeres als den Menschen!"

EIN KARPFEN (nachdem er einen Augenblick den Kopf durchs Eisloch in die Luft gereckt hatte): „Klar, daß der ins Wasser steigt. Draußen sind es mindestens 7 Grad minus, im Wasser aber zwei Grad plus!"

BRIGITTE BARDOT: „Endlich ein Mann!"





(Frei nach dem) VOLKSMUND: „Die Axt im Haus erspart den Hustensaft!"

GOETHE: „Das beste, was wir von der Geschichte haben, ist der Enthusiasmus, den sie erregt."

EIN WESTREPORTER: „Den SED-Funktionären steht das Wasser schon bis zum Hals."

DER PUDEL: „Das ist ja menschlich!"

LESSING (aufatmend): „Kein Mensch muß müssen!"

LEHÁR: „Doch wie es drinnen aussieht, geht niemand was an!"

ZWEI FASCHINGSNARREN: „Warum badet der denn hier?" — „Is' doch klar! Um die Haifische zu verjagen!" — „Hier gibt's doch gar keine Haifische." — „Kann's ja auch nicht. Er badet ja dagegen!"

TILL EULENSPIEGEL: „Weshalb der nicht lacht? Der ist von meiner Mentalität. Er ärgert sich, daß er bald wieder aus dem Wasser heraus muß."

'NE WEISSE MAUS: „Ihren Ausweis bitte, auf Seen ist Parkverbot, mein Herr!"

EIN AFRIKANER: „Brrrrrrrrrrrrrrrrrrr...!!"

SCHILLER: „Der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt!"

PROFESSOR NEUBERT: „Wer hundert Jahre eisbadet, lebt lange!"

EIN VORGESETZTER: „Und wer paßt auf die Uniform auf?"

EIN FUSSBALLANHÄNGER: „Der lacht nicht! Vielleicht hat er gerade das letzte Heimspiel des ASK vor Augen!"

ZWEI SOLDATEN (um die Waffengattung des Eisbaders streitend):

Der Artillerist: „Klar, der ist von der Pak! Er wird mit jedem (Eis)Panzer fertig!"

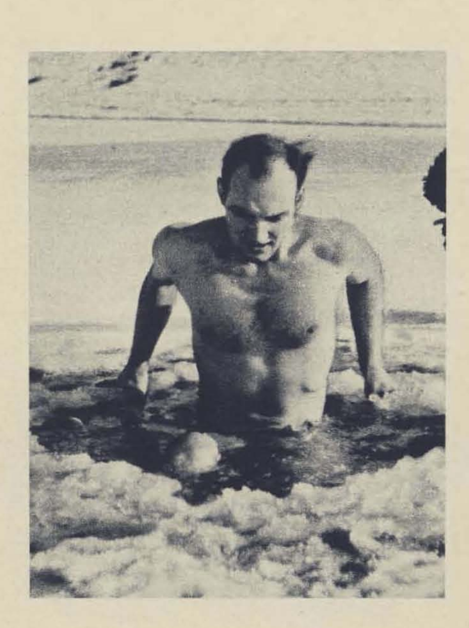
Der Mot-Schütze: „Da stehst du wohl auf'm falschen Kahn. Das ist ein Mot-Schütze. Ein typischer Einzelkämpfer!"

EIN ANDERER SOLDAT: „Einen Fotoapparat, der so schnelle Aufnahmen macht, wie ich zittern würde, gibt's gar nicht!"

EIN AR-LESER (auf die Frage, wer der Eisbader ist): „Oberst Richter jedenfalls nicht! Denn der packt heiße Eisen an und geht doch nicht baden!"



DER EISBADENDE, *Wachtmeister Peter Scheithauer:* „Eisbaden ist ein männlicher Sport. Der Schnupfen hat sich nicht in die Flucht schlagen lassen, aber *die* Angina und *die* Grippe haben Reißaus genommen. 1960 habe ich angefangen oder, anders ausgedrückt, nicht aufgehört. Im Herbst habe ich einfach immer weitergebadet — bis mir schließlich auch eine dicke Eisdecke nichts ausmachen konnte. Und dann dieses wunderbare Gefühl — wenn ich aus dem Wasser steige und spüre, wie der Körper kräftig durchblutet und die Haut zu prickeln beginnt."



KNALLB

In Seratton (Mississippi) mußte sich Soldat Bill Dodge wegen verbotenen Würfelspiels vor seinem Hauptmann verantworten. Der drückte dem Soldaten die beschlagnahmten Würfel in die Hand und forderte ihn auf, zu würfeln. Bill warf eine 5 und eine 3.
„Acht Tage Arrest!" verkündete der Hauptmann und schloß damit kurz und bündig das Verfahren.



Schild über der Theke einer Bar in der Kaserne von Groningen: „Ärgert euch nicht, wenn ihr in eurem Whisky eine Spur Wasser herausschmeckt! Wir erfüllen nur die Forderung der Feuerwehr, jede Feuersbrunst zu vermeiden!"



Feldwebel Henri Duvier aus Lyon, der sich selbst als den „schönen Henri" bezeichnete, mußte sich in Lazarettbehandlung begeben, weil er die einlaufenden Briefe an seine unterstellten Soldaten öffnete und sich mit den Briefeschreiberinnen zu ausgiebigen Schäferstündchen verabredete. Vorsorglich sperrte er dem betreffenden Soldaten an diesem Tage den Urlaub. Einer ging aber trotzdem aus ...



Bei einer Fernsehveranstaltung in Baltimore wurde die Frage gestellt: „Welche besondere Rolle spielte die amerikanische Flotte im letzten Kriege?"
Blitzschnell kam die Antwort: „Sie spielte die amerikanische Nationalhymne!"



In der Roman-Fortsetzung einer dänischen Zeitung hieß es: „– sonst hatte Hiltrud vor den Blicken des gestrengen Herrn Oberst gezittert. Diesmal aber riß sie sich zusammen und ließ keck die Kanonen ihrer kleinen Festung spielen." – Fortsetzung folgt.



Bei der Marineverwaltung in Trysil (Norwegen) bewarb sich Obermaat Jens Larson als Buchhalter in der Kassenabteilung. Dazu mußte er auch einen Fragebogen ausfüllen. Unter Ziffer 8 hieß es: „Sind Sie vorbestraft?" Larson schrieb wahrheitsgemäß dahinter: „Nein!" Dann kam Frage 9. Sie lautete: „Grund?" Der Bewerber blieb weiter ehrlich und füllte als Antwort aus: „Wurde nie erwischt!" Er bekam den Posten.



Wegen Bigamie stand Unteroffizier Emile Rodigon aus Mecheln (Belgien) vor Gericht. Als Entschuldigung führte er an: „Auf mein Heiratsinserat meldeten sich 72 Damen, und ich brachte es ganz einfach nicht übers Herz, so viele zu enttäuschen."



In der Rubrik: „Aus der Gesellschaft" einer englischen Zeitung erschien die Notiz: „General Morris erschien diesmal sehr sportlich: Offenes grünes Hemd und ebensolche Hose."



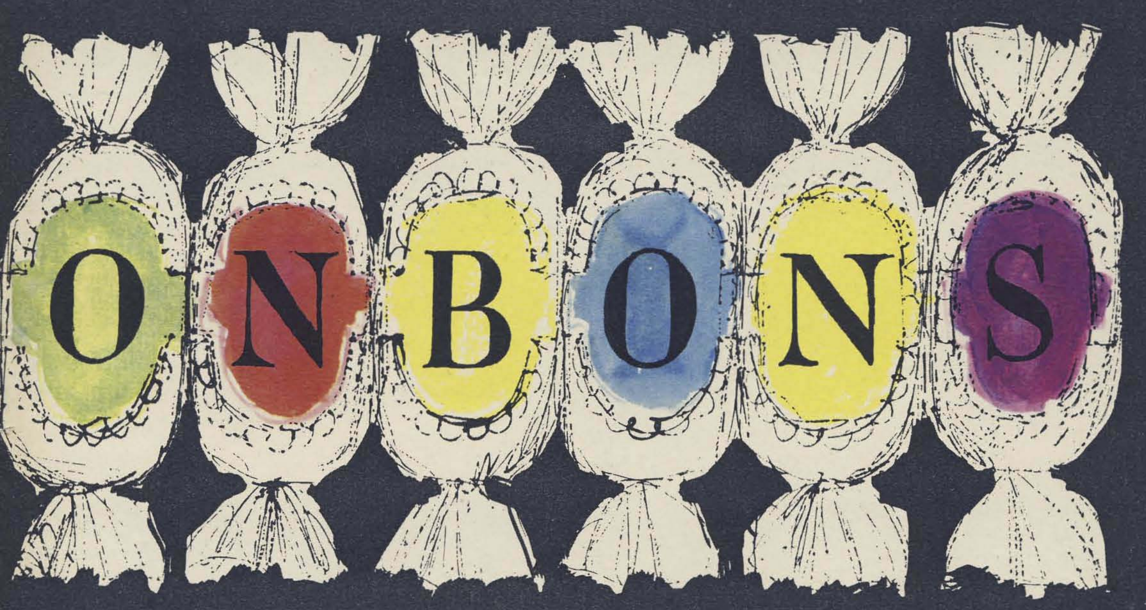


Illustration: Horst Bartsch

In der letztwilligen Verfügung des Colonel Horace E. Woodsworth aus Richmond (Virginia), die er auf ein Kalenderblatt gekritzelt hatte, heißt es: „Ich bin durch Gift gestorben und bestimme, daß mein gesamtes Vermögen zur Ermittlung des Täters verwandt wird!"
Die Obduktion ergab, daß der Oberst an chronischem Säuferwahn gestorben war.



Soldat Gino Crivelli erschien am Montag zu spät in seiner Kaserne in Mailand. Er entschuldigte sich so: „Kurz vor meiner Abfahrt erhielt ich einen Eilbrief meiner Braut. Sie drängt darin auf Eheschließung. Der Brief war achtundzwanzig Seiten lang."



Ein Flugzeugführer saß gerade beim Tee, als seine Frau ins Zimmer stürzte und rief: „Eben ist in unserem Garten eine Maschine notgelandet!" Der Offizier nickte nur und sagte: „Gut!" „Willst du nicht etwas unternehmen?" drängte die Frau. Der Kommandant nickte wieder und meinte: „Vielleicht sollten wir meinen Kameraden zu einer Tasse Tee einladen?!"



Das Kommando verlud Munition auf einen Lkw. „Nicht so werfen!" rief der Feldwebel erregt. „Im letzten Monat ist eine Verladegruppe von acht Mann dabei hochgegangen!" „Kann uns nicht passieren!" feixte einer: „Wir sind heute nur sieben . . ."



Notiz in einer belgischen Zeitung: „Gestern begab sich der Verwalter des Marine-Arsenals in Ostende, Kapitän Paul Aalsten, wie gewöhnlich in sein Amt. Dort starb er völlig unerwartet während eines kurzen Schläfchens."



Einen Wutanfall bekam die Frau eines Feldwebels in Utrecht (Holland). Ein Soldat, von ihrem Mann geschickt, war in ihren dunklen Hausflur gekommen und hatte sich dort auf einem Abstreicher fein säuberlich die Schuhe abgeputzt. Der Abtreter war aber kein Abtreter, sondern ein frischer Pflaumenkuchen, der dort zur Abkühlung stand.



Um sich noch mehr abzuhärten, schlief der pensionierte Major Clark Briton in Washington nachts auf einem Nagelbrett und ließ sich dabei von einem Plattenspieler Militärmärsche vorspielen. Seine Frau empfand das als störend. Der Scheidungsrichter gab ihr recht.



In der Militärküche. Oberst bei der Kasernen-Inspektion vor einer Schüssel mit Brühe. „Holen Sie einen Löffel, ich will die Suppe versuchen!" — Soldat: „Zu Befehl, Herr Oberst, aber . . ." — Oberst: „Keine Widerrede! — Alle Wetter, das schmeckt ja wie Spülwasser!" — Soldat: „Zu Befehl, Herr Oberst, das ist es auch ! !"



HEFT 2
FEBRUAR 1965
PREIS MDN 1,-

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Oberstleutnant Manfred Berghold · Anschrift der Redaktion: 1018 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Fedorowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jiři Blecha, Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Major Lasar Georgiev, Sofia; Hauptmann László Serfözö, Budapest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1018 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen übernehmen wir keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Druck: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler.



Redaktionsschluß dieses Heftes: 15. Dezember 1964

Fotos: Gebauer (18) Titel, S. 14, 15, 16, 17, 18, 47, 48, 49, 50, 60, 61, 89; Rücktitel; MBD/Klöppel (2) S. 2, 50; MBD (2) S. 55, 70; Rössler (1) S. 8; Archiv (8) S. 24, 25, 37, 58, 59, 73; „Zapisnik" (4) S. 31, 32, 33; Armeemuseum Potsdam (4) S. 38, 39, 40, 41; Privat (1) S. 50; Zentralbild (1) S. 52; Labik (1) S. 59; DEFA/Kroiss (1) S. 62; Spisla (1) S. 64; Morosow (5) S. 70, 71, 72, 73; Klaus Fischer (1) S. 76; Bach (1) S. 83; Scheithauer (5) S. 90, 91.

TITELBILD: Gefechtsschießen von 100-mm-Flakartillerie auf hochfliegende Ziele.

STAR-Palette

Die Musik ist ihr Hobby. Aber nicht etwa nur die Schlagermusik, der sie mit Begeisterung ihre Stimme leiht. Auch dem ernsten Genre ist sie sehr zugetan: Liane Breeks.

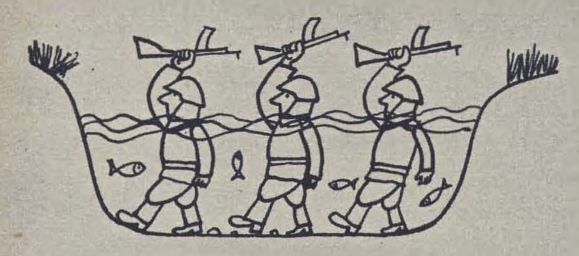
„Wer ein bißchen Musikant ist, pflegt den Kontakt auch zu dieser Musik." Das ist ihre Meinung. Und in ihrer charmanten Art verweist sie auf ein bekanntes Zitat: „Verachtet mir die Meister nicht!" Ihre Musik hilft, im Gesangsunterricht die Stimme zu formen und gibt auch dem Schlagersänger immer wieder neue Anregungen. Und dann: „Man sollte unbedingt originell sein!" Das ist nicht immer so einfach, wie es aussieht. Früher, als sie nur so aus Spaß zur Gitarre sang und dabei bekannte Schlager nachträllerte, dachte sie kaum daran. Aber die Praxis ist auch in diesem Beruf ein guter Koch,



Liane Breeks

und so wagte sie, von ihrem Vater auf dem Piano begleitet, den Sprung auf die Bühne. Es klappte, wie später auch die Aufnahmeprüfung für einen der wenigen Plätze beim Nachwuchsstudio des Berliner Rundfunks. 1960 konnte sie dort ihr Diplom in Empfang nehmen. Seitdem reist sie durch die vorerst noch heimatlichen Lande (Auslandsverhandlungen sind im Gange), um das Publikum mit ihrer wohlklingenden Stimme zu erfreuen. Besonders dankbare Zuhörer sind unsere Soldaten, erklärt sie. Vielleicht liegt das auch daran, daß sie eine recht gutaussehende und temperamentvolle junge Frau ist. (?) „Einmal", so erzählt sie lebhaft, „blieb mir während eines Auftritts in Dresden die Stimme weg. Ich war erkältet, und die Luft war sehr heiß und trocken. Der Schreck war so groß, daß ich beinahe vergessen hätte, was mir meine Gesangspädagogin Christiane Kluge für solche Fälle beigebracht hat. Zum Glück ging dann noch alles gut."

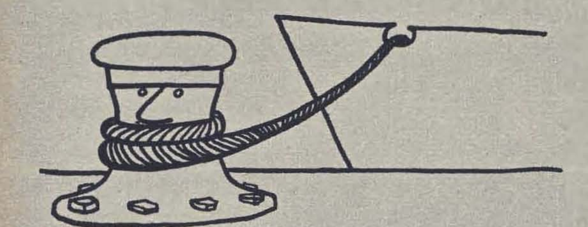
Daß die junge Sängerin in Fernsehsendungen auch Oper (z. B. die Habanera aus „Carmen") und Kabarett gesungen hat, spricht für die Qualität ihrer Stimme und ihre Vielseitigkeit. Daß sie selbst nie ganz mit sich zufrieden ist, spricht von dem Ernst, mit dem sie an ihre Arbeit geht. *Monti*



Marinierte Infanterie



Frisierkunst

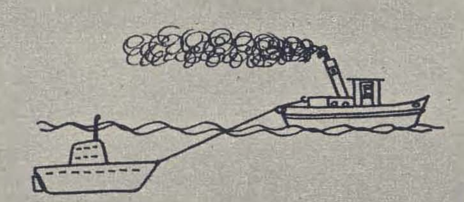


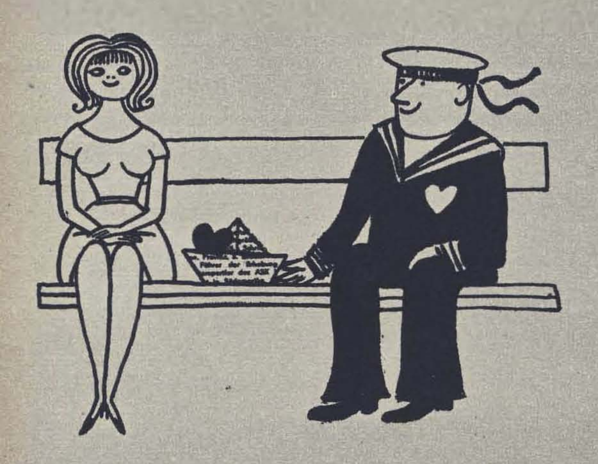
MARINIERTES

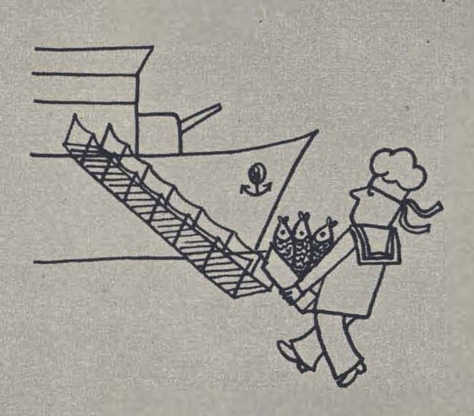
serviert von Paul Klimpke



Abschreckung







Index 31 036

